Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **93 (1997)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

HELMUT OTTENJANN/KARL-HEINZ ZIESSOW (Hg.): Die Milch. Geschichte und Zukunft eines Lebensmittels. Hg. i.A. der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 1996. 403 S., Abb. (Arbeit und Leben auf dem Lande, 4).

Der Ausstellungsverbund der Museen von Cloppenburg, Hohenheim, Kiekeberg, Schleswig und Bad Windsheim hat einen Begleitband zur neuen Ausstellung über Geschichte und Zukunft des Nahrungsmittels Milch herausgegeben. Er umfasst zwanzig Aufsätze, eine Chronologie der Milchwirtschaft und ein umfangreiches Literaturverzeichnis. Das Kernstück des 403 Seiten zählenden, reich illustrierten Bandes bilden dreizehn Regionalstudien. Zwei mehrseitige Farbteile enthalten Abbildungen der deutschen Viehrassen, der ersten Maschinen und Geräte zur Herstellung von Milchprodukten sowie von Plakaten der frühen Milchwerbung.

Von der Volkskunde her dürfte der einleitende, geschichtliche Abriss über das Grundnahrungsmittel Milch auf besondere Aufmerksamkeit stossen. Sein Verfasser, *Thomas Schürmann*, schildert die unterschiedlichen Einstellungen der Bevölkerung zur Milch, die Herstellung von Butter und Käse, das sagenhafte Wegzaubern der Milch und die gegen «Milchhexen» zum Einsatz gelangenden Schutzbriefe sowie die Anfänge der modernen Milchgewinnung und Milchverarbeitung. Weitere Beiträge des ersten Teils beziehen sich auf die Versorgung mit Milch durch den im 19. Jahrhundert aufkommenden Kleinhandel, die Ablösung des arbeitsaufwendigen Handmelkens durch die Melkmaschine und die heutige Einschätzung der Milch als Nahrungsmittel.

Die Regionalstudien des zweiten Teils setzen sich mit der Entwicklung der Milchwirtschaft in der näheren Umgebung des Ausstellungsverbunds auseinander. Ganz anders als in der Schweiz gestalteten sich die Verhältnisse in den sogenannten Holländereien in Schleswig-Holstein. Auf den von holländischen Einwanderern bewirtschafteten Gutsbetrieben arbeiteten im 19. Jahrhundert viele tausend Frauen jeden Alters. *Heinrich Mehl* rechnet bei einem Bestand von 300 Tieren mit zwölf bis fünfzehn Milchmädchen. Ein bis zwei Knechte halfen ihnen beim Transport der Milch und bei der Käsefabrikation. Die ungemein harte und schlecht bezahlte Arbeit der Milchmädchen begann bei jeder Witterung nachts um 3 Uhr. Dem Melken der Kühe folgte die Verarbeitung der Milch. Nachmittags um 4 Uhr sassen die Frauen erneut auf den Melkstühlen. Ihre Wohn- und Lebensverhältnisse waren spartanisch und verbesserten sich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Weitere Beiträge beziehen sich auf die Milchversorgung der Grossstadt Berlin um die Jahrhundertwende durch die bekannte Meierei Bolle. Um jene Zeit entstanden auch die ersten Molkereischulen, denen später eine wichtige Funktion auf dem Weg zur modernen, marktorientierten Milchwirtschaft zukommen sollte.

Im dritten und letzten Teil des Buches geht es um die Entwicklung der Milchwirtschaft in den neuen Bundesländern und die aktuelle Frage der Gefährdung der Konsumenten durch Milch von BSE-infizierten Kühen.

Alles in allem: ein umfangreiches, von mehreren Molkereien finanziell unterstütztes und von den eingangs erwähnten Museen realisiertes Ausstellungsprojekt. Ihr vielgestaltiges Thema, die Milch als tägliches Nahrungsmittel, ist um eine ausführliche, bis in die jüngste Zeit nachgeführte Dokumentation reicher geworden. Die Ausstellung selbst befindet sich zurzeit auf der Wanderung zwischen Stuttgart und Schleswig.

Alois Senti

AUGUST, HEINRICH UND JAKOB STAUB: «Strenge Arbeit, schmale Kost, geringer Lohn». Erinnerungen aus Oberrieden (ZH). Hg. von Walter R. Bernhard, Gerold Hilty und Paul Hugger. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1995. 167 S., 6 Farb- und 19 s/w Abb. (Das volkskundliche Taschenbuch, 6).

Ohne jeden Zweifel: Im autobiographischen Dokumentationsbestand der Europäischen Ethnologie hat die jüngste Publikationsreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, das «Volkskundliche Taschenbuch» (1993ff.), einen massgeblichen Platz eingenommen und ist aus ihm nicht mehr wegzudenken. Jeder Band führt den an Alltagsgeschichte und *personal documents* Interessierten in ein anderes sozioökonomisches Milieu und in eine andere Region und Zeittiefe der Schweiz. Dabei bringen die vom Herausgeber der Reihe, Paul Hugger, meist zufällig und nicht selten bei Altwaren- oder Antiquitätenhändlern gefundenen Lebenserinnerungen von Schweizer Bürgern des 18. bis 20. Jahrhunderts

eindrücklich zu Bewusstsein, dass autobiographisches Schreiben in *allen* Schichten des Bürgertums gepflegte Kommunikationsform ist.

Der hier zu besprechende sechste Band der Reihe, 1995 im gewohnten Oktavformat mit knapp 170 Seiten Umfang und 25 Abbildungen erschienen, hat zur Besonderheit, dass er die lebensgeschichtlichen Erinnerungen von drei Generationen einer Familie vereint. Die Familie heisst Staub, sesshaft seit eh in Oberrieden unweit Zürichs; die Generationen in männlicher Linie betreffen den «Vater» Hans Jakob (d.J., 1782–1851), den «Sohn» Hans Heinrich (1812–1888) und den «Enkel» August (1838–1904). Den Leittitel der Autobiographie-Edition bestimmt ein Zitat des August Staub, dessen additiv-plakative Äusserung «Strenge Arbeit, schmale Kost, geringer Lohn» (vgl. S. 136) die erinnerten Erfahrungen aller drei Familienmitglieder resümiert. Das Umschlagbild unterhalb des Buchtitels, das linolschnittartig zwei Handwerksgesellen im flotten Gleichschritt und mit stolz erhobenen Häuptern auf der Walz (Künstler und Entstehungsdatum unbekannt) zeigt, deutet an, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil der zu vernehmenden Inhalte von der Gesellenzeit der Autoren handeln wird. Zugleich lässt die augenfällige Diskrepanz zwischen Leitthema und Bildaussage ahnen, dass die Wanderzeit der Staubs alles andere als erhebend gewesen sein muss, dass aber doch mit einigem Stolz auf das während der Wanderjahre Widerfahrene und Durchlebte zurückgeblickt wird.

Die Lektüre der Lebenserinnerungen sodann bestätigt, was der Umschlag an Ambivalenz gegenüber Jugendzeit und Gesellenjahren der Staubs verspricht: Hans Heinrich und August, «Sohn» und «Enkel» also, haben das Glaserhandwerk erlernt und waren beide jeweils für etwa zwei Jahre auf der Walz durch Europa, wobei der jüngste Staub den Wanderspuren seines Vaters folgte. Ausserordentlich eloquent und spannend erzählen sie von ihren Erlebnissen, zu denen Schilderungen über Zunftbräuche, Handwerksrituale, Arbeitsbedingungen, Nahrungsgewohnheiten, Kleidungsweisen, erfolglose Arbeitssuche, Stadtbesichtigungen, politisch-administrative Verhältnisse, Strassenräuber, technische Neuerungen im Strassen- und Schiffahrtsverkehr usw. gehören. In August Staubs Erinnerungen spielen auch Reflexionen über zeitgeschichtliche Ereignisse, wie z. B. der Sonderbundkrieg von 1847, hinein. Trotz manch ausgestandener Ängste und Nöte blicken die beiden jüngeren Staubs zufrieden auf ihre Kindheits- und Gesellenjahre zurück. Nicht so aber der «Vater» Staub, Hans Jakob. Aus seinen – weitgehend nurmehr fragmentarisch überlieferten – Erinnerungen erfahren wir, dass er als achtes Kind des Oberriedener Schulmeisters Hans Jakob Staub (d.Ä., 1737–1817) die landwirtschaftlichen Güter der Familie übernehmen, also Bauer werden musste und auf einige Zeit tatsächlich Bauer war. Der sensible und dem Romantisch-Träumerischen zugetane Hans Jakob Junior litt sehr unter der Erziehungsstrenge, der Bildungs- und Ausbildungsfeindlichkeit und dem ökonomischem Geiz seines Vaters und bekennt das schonungslos offen. Erst als knapp Dreissigjähriger erfüllt sich sein Berufswunsch: «Vater» Staub wird 1811 Schulmeister in Oberrieden; als solchen nur kennen ihn Sohn und Enkel. Mit der Verheiratung der drei Staubs enden deren Kindheits- und Jugendzeiterinnerungen.

Zur schon selbstverständlichen Ausstattung der autobiographischen Edition gehören neben Einführung, behutsamer Textstrukturierung durch Zwischenüberschriften, wohldosierten Anmerkungen und Bibliographie vor allem die Illustrationen, die dem örtlichen Archiv Oberriedens entstammen und sowohl einige Mitglieder der Familie Staub als auch Lokalitäten von Oberrieden und Arbeitsszenen des ländlichen Handwerks und der Landwirtschaft zeigen. Den Lesern wird so das erzählte Alltagsleben aus einer ländlichen Region des 19. Jahrhunderts anschaulicher. Einen Service der besonderen Art stellen die sechs Farblithographien von Max Piebern mit Ansichten der von Hans Heinrich und August Staub besuchten Städte Wien, Budapest (Ofen und Pest damals), Prag, Dresden, Leipzig und Mainz dar. Sie wurden um 1822 erstellt und entsprechen den Erfahrungshorizonten der beiden Glasergesellen auf der Walz. Relativ neu und überaus lobenswert ist das Sachregister, das den sechsten Band beschliesst. Man hätte sich dieses gerne etwas ausführlicher, zumindest mit den auch wichtigen Stichworten «Antisemitismus» (S. 81), «Juden» (S. 79ff.), «Mordherberge» (S. 73f.) und «Teufel» (S. 85) versehen gewünscht. – Der Gemeinde Oberrieden am Zürichsee ist diese autobiographische Edition übereignet; jedem Volkskundler und jedem historisch Interessierten sei sie wärmstens anempfohlen.

Erika Lindig

ERIKA WASER: Luzerner Namenbuch 1: Entlebuch. Die Orts- und Flurnamen des Amtes Entlebuch. 2 Bde. Hitzkirch: Comenius 1996. 1297 S., Taf.

Im Comenius Verlag Hitzkirch sind Erika Wasers «Orts- und Flurnamen des Amtes Entlebuch» erschienen, zwei schon äusserlich ansprechende, gewichtige Teilbände von insgesamt 1300 Seiten!

Eine Würdigung im Archiv der SGV ist angebracht, denn im Grunde ist die Onomastik ein Teilgebiet der Volkskunde: Menschen benennen die Fluren und Siedlungen und beweisen damit, was für sie in der Natur wichtig war und ist. Wildheugebiete veröden zur Namenlosigkeit, wenn sie nicht mehr genutzt werden. Um so reizvoller ist die Beschäftigung mit Namen in einer Voralpenregion wie dem Entlebuch, wo Milchwirtschaft und Viehzucht die Bauern eng mit der Natur verbinden. Flächenmässig deckt dieses Einzugsgebiet der Kleinen Emme 27,5% des Kantons Luzern ab.

Knappe Überblicke führen ein in die politische Geschichte des Entlebuchs und in die für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung bedeutsame, allmähliche Privatisierung des Hochwaldes.

Wie kam Erika Waser zu ihrem Material: Bemüht um Vollständigkeit, erwanderte sie das gesamte Amt und sammelte in der kurzen Zeit von nur acht Jahren weit über 8000 aktuelle Orts- und Flurnamen bei rund hundert Gewährspersonen. Gesichert wird die Deutung der Namen durch eine historische Dokumentation. So führt z. B. nur der urkundliche Beleg «hoch farne» von 1676 zur richtigen Erklärung der aktuellen Form «Hofarni» (S. 443). Während sieben Jahren (1978–1984) erhob die Forscherin das zu über 90% handschriftliche Quellenmaterial für das Amt Entlebuch im Staatsarchiv Luzern und in den Archiven der Landschaft: spätmittelalterliche Urkunden und Urbare, Jahrzeitbücher des 15./16. Jahrhunderts, Gültbriefe, die «so faszinierenden» Landschreiberprotokolle zwischen 1639 und 1800 und schliesslich den «Topographischen Atlas» von 1870ff.

Sie legte die zeitliche Grenze der Sammlung ins 19. Jahrhundert, weil die Aufteilung des Hochwaldes zu Rodungen, zur Gründung neuer Heimwesen und damit zu neuen Namen führte. Zusätzlich zum praktisch vollständig erhobenen Quellenmaterial bezog sie bei der Deutung der Namen die gesamte wissenschaftliche Literatur mit ein. Und in Einzelfällen bat sie Spezialwissenschaftler um Rat, so Albrecht Greule zum vordeutschen Flussnamen «Rümlig» (S. 830). Die bei Prof. Stefan Sonderegger eingereichte Dissertation «Die Entlebucher Namenlandschaft» (Luzern 1988) konzentriert sich auf Namen-Typologie und Siedlungsgeschichte, enthält also nur einen Bruchteil der Sammlung. Deshalb nun das zweibändige Monumentalwerk als vorbildlicher erster Akt zum geplanten «Luzerner Namenbuch».

Der Inhalt ist für jedermann problemlos zugänglich. Der Autorin gelingt die von ihr stets angestrebte Kunst, wissenschaftliche Strenge mit Leserfreundlichkeit zu verbinden. Dazu gehört die alphabetische Ordnung nach Bestimmungswörtern. So ist selbst der fünfteilige Name «Grossfarnbüelweidzopf» (S. 263) entweder als Ableger von «Farnbüel» (S. 262) unter «Farn» (S. 261) oder über das Gesamtregister ohne Schwierigkeiten zu finden. Und die Bedeutung von jedem der fünf Namenteile erschliesst sich zu Beginn der entsprechenden Artikel «Gross», «Farn» oder «Zopf».

Streifen wir kurz den Artikel «Zopf» (S. 1202). Vorerst wird der Typus «Zopf» mit Beizug der Fachliteratur erklärt: So heissen kleinere, spitz zulaufende Landstücke. In alphabetischer Reihenfolge weisen die Bestimmungswörter zu «-zopf» auf entsprechende Artikel; natürlich ist auch «Grossfarnbüelweid-» dabei. Es folgen die Simplizia nach Gemeinden geordnet, die zugehörigen Komposita, die Diminutiva, alle mit Koordinaten situiert, die aktuellen Namen, geschrieben nach den eidgenössischen Weisungen und in phonetischer Transkription, jeder mit «seinen» historischen Vorgängern. Dazwischen stehen Hinweise auf den grammatischen Teil des Werkes.

Auch volkskundliches Material ist in die Kontexte eingewoben: Zur Wirtschaft «Zum Engel» in Hasli gehört nicht nur ein «Krutgarten», sondern auch ein «Schwingblatz» (S. 64); die Bezeichnung «Marietal» (S. 655) für den obersten Talabschnitt der Waldemme geht auf eine Legende aus der Reformationszeit zurück; und zum «Fänderichstei» (S. 257) wird eine Heldensage erzählt. Am Schluss von Artikeln über Siedlungen stehen zudem Hinweise auf Monographien (vgl. Sörenberg S. 987). Eine ganze Reihe aussagekräftiger Schwarzweiss-Bilder von Armin Wey schafft die Verbindung zwischen Natur und Wort. Als Ganzes eine bis ins letzte durchdachte, bewundernswerte Leistung.

Rudolf J. Ramseyer

WALTER HAUG/BURGHART WACHINGER (Hg.): Die Passion Christi in Literatur und Kunst des Spätmittelalters. Tübingen: Niemeyer 1993. VIII, 319 S., 37 s/w Abb. (Fortuna Vitrea. Arbeiten zur literarischen Tradition zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert, 12).

«Im Rahmen eines Forschungsprojekts, das den Kontinuitäten und Umbrüchen literarischer Traditionen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert nachgeht und die mittelalterlichen Wurzeln neuzeitlichen Bewusstseins aufzuspüren versucht, lag es nahe, einmal die Passion Christi in den Mittelpunkt zu rücken. Kaum ein anderes Thema ist von Theologie, Frömmigkeit, Literatur und Kunst der spätmittelalterlichen Jahrhunderte mit solcher Intensität aufgegriffen worden» (S. V). Der Band enthält dreizehn Beiträge, die aus dem 8. Reisensburger Arbeitsgespräch im Jahre 1991 erwachsen sind.

Burghart Wachinger («Die Passion Christi und die Literatur. Beobachtungen an den Rändern der Passionsliteratur») analysiert an Einzeltexten drei Typen, die in der spätmittelalterlichen Passionsliteratur begegnen: 1. Texte, die zur Passionsparodie tendieren und die heilige Thematik auf die Ebene der Komik schieben, wie etwa ein Schwank vom ehebrecherischen Mönch; 2. Texte, die – wie etwa die Judas-Legende – der Frage nach dem Verhängtsein des Bösen literarisch-theologisch nachgehen; 3. Texte hochliterarischen Charakters, die – als Beispiel dient Frauenlobs «Kreuzleich» – nicht auf Konsistenz und vollständige Ausdeutung der Bildebene zielen, sondern artifiziell Bild auf Bild häufen und so den Eindruck bloss artistischen Leerlaufs erwecken. – *Ulrich Köpf* («Die Passion Christi in der lateinischen religiösen und theologischen Literatur des Spätmittelalters») erinnert an die Bedeutung Bernhards von Clairvaux für die Entwicklung des Passionsverständnisses, an die Veranschaulichung des Passionsgeschehens insbesondere bei den Franziskanern des 13. Jahrhunderts (Bonaventura, «Meditationes de passione Christi») und beim Kartäuser Ludolf von Sachsen («Vita Christi»). – *Oswald Bayer* («Passion und Wissen. Kreuzestheologie unnd Universitätswisssenschaft») macht deutlich, dass der Glaube an den Erlösungstod Christi nicht kommunikabel ist wie die an der Universität angebotene «Ware» Rhetorik und Philosophie. – *Georg Steer* («Die Passion Christi bei den deutschen Bettelorden im 13. Jahrhundert») stellt drei wichtige Werke vor: des Franziskaners David von Augsburg «Baumgarten geistlicher Herzen», des Dominikaners Hugo von Ripelin Abschnitte in dessen «Compendium theologicae veritatis» über die Passion Christi, die, wie bei David von Augsburg, nicht so sehr die Darstellung des Leidens in den Mittelpunkt stellen, als vielmehr zur Demut und Geduld des Herrn als bevorzugte Tugenden anregen wollen; schliesslich Meister Eckharts 1294–98 geschriebene «Reden der Unterweisungen». – *Walter Haug* befasst sich mit «Johannes Taulers Via negationis». Der Strassburger Mystiker «denkt undialektisch, er rekurriert theoretisch auf die neuplatonische Tradition, dies aber ... gerade aus jener Not heraus, in die er dadurch geraten ist, dass er in der praktischen religiösen Erfahrung die Wende zur modernen Subjektivität und ihrer radikalen Differenzerfahrung schon vollzogen hat» (S. 92f.). – *Alois M. Haas* («Sinn und Tragweite von Heinrich Seuses Passionsmystik») macht deutlich, dass Seuses Passionsbetrachtung in die Konzeption einer Christfrömmigkeit mündet, «die existentiell als Gleichförmigkeit mit dem leidenden Christus erfahrbar wird» (S. 111). – In die noch kaum erforschten volkssprachlichen Gebetbücher führt *Brigitte Weiske* («Bilder und Gebete vom Leben und Leiden Christi. Zu einem Zyklus im Gebetbuch des Johannes von Indersdorf für Frau Elisabeth Ebran»). Es handelt sich um einen Bild-Text-Heilszyklus mit Schwerpunkt in der Passion. Alle Bilder sind schwarzweiss wiedergegeben. – Wie sehr sich die spätmittelalterliche Passionsbetrachtung an handfesten Bildern orientierte, zeigt *Fritz Oskar Schuppisser* («Schauen mit den Augen des Herzens. Zur Methodik der spätmittelalterlichen Passionsmeditation, besonders in der Devotio Moderna und bei den Augustinern»). – *Wolfgang Augustyn* («Passio Christi est meditanda tibi. Zwei Bildzeugnisse spätmittelalterlicher Passionsbetrachtung») erläutert zwei illustrierte Handschriften aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts (Rom, Biblioteca Casanatense, Ms. 1404, fol. 37v und London, Bibl. des Wellcome Institute for the History of Medicine, Ms. 49, fol. 62v), in denen die Passion als «via securior ad salutem aeternam animae» vorgeführt wird. – Lateinische und mittelhochdeutsche Marienklagen werden von *Georg Satzinger* und *Hans-Joachim Ziegeler* in Verbindung gesetzt mit spätmittelalterlichen Pietà-Darstellungen. – *Jörg F. Fichte* geht der «Darstellung von Jesus Christus im Passionsgeschehen der englischen Fronleichnamzyklen und der spätmittelalterlichen deutschen Passionsspiele» nach. – *Gerhard Hahn* schliesslich zeigt an ausgewählten deutschen Beispielen die Ausfaltung der Passion Christi im geistlichen Lied.

In den vielfältigen Aspekten wird immer wieder deutlich, dass auch die Volksfrömmigkeit von solchen Gedanken, Mustern und Typen bis in unsere Zeit geprägt wurde; der Hauptakzent des Buches liegt freilich in den mehr künstlerischen und gelehrt-subjektiven Ausformungen. *Peter Ochsenbein*

FREDDY RAPHAËL/GENEVIÈVE HERBERICH-MARX: Mémoire plurielle de l'Alsace. Grandeurs et servitudes d'un pays des marges. Strasbourg: Société savante d'Alsace et des Regions de l'Est 1991. 432 p., ill. (Collection Recherches et Documents, 44).

Das Buch ist zwar nicht fünf Jahre, aber doch lange auf dem Schreibtisch der Rezensentin gelegen, und es ist vor den politischen Umwälzungen und manifest werdenden sozialen Gefährdungen des gegenwärtigen Jahrzehnts geschrieben worden. So mögen sich mittlerweile die öffentlichen Interessen, von denen hier noch ausgegangen wurde (etwa das an der Aufarbeitung der Zwischenkriegs- und Kriegszeit), verschoben haben. Es geschah dies allerdings in eine Richtung, die dem Band auch eine

von den Autoren noch nicht vorausgesehene Aktualität verliehen haben, geht es doch um eine Region, die zu den von der Geschichte besonders gebeutelten unseres Kontinents gehört und wo Gruppen mit unterschiedlichen kulturellen, religiösen und sprachlichen Traditionen (der verfängliche Begriff der Ethnie wird bewusst nicht verwendet!) ein mehr oder weniger spannungsreiches Miteinanderleben zu realisieren hatten und haben. Das ist die Thematik des Buchs, die von verschiedenen Seiten und in von Gewicht und Umfang her unterschiedlichen, nur locker miteinander verbundenen Beiträgen angegangen wird. Sie beruhen auf eigenen empirischen Forschungen, theoretisch reflektiert, aber in narrativer Darstellung, und wenden sich damit auch an ein weiteres (vor allem wohl elsässisches) Publikum. Verbindendes Moment ist die Frage nach den Erinnerungen, nach Verlorenem, Verdrängtem und Behaltenem, nach der Verarbeitung widersprüchlicher kollektiver Erfahrungen von und mit Minderheiten, nach der Genese, aber auch der Überwindung von Stereotypen. Das Elsass erscheint dabei einmal als Feld eines kreativen Kosmopolismus, einmal als offen für nostalgischen Partikularismus und Heimattümelei, dann auch als Randgebiet, das, übersättigt von Geschichte, auf Distanz geht und sich vor Verantwortung drückt.

Es kann hier nicht auf alle Teile eingegangen werden. Von regionalgeschichtlichem Interesse sind sicher die Kriegserinnerungen («Mémoire des années de feu»), die Erfahrungen der gezwungenen elsässischen Wehrmachtsangehörigen und Russlandgefangenen, von einer Diskriminierung in die andere getrieben, und die der 1940 nach Südwestfrankreich evakuierten Dorfbewohner – ein kaum, offenbar auch literarisch nicht behandeltes Kapitel der Kriegsgeschichte und der Begegnung zweier Regionen mit sehr unterschiedlichen kulturellen Traditionen. (Noch heute fahren Elsässer und Elsässerinnen jedes Jahr zu den zu Freunden gewordenen südlichen *compatriotes*.) In die Welt der Fabriken und Bergwerke führen Arbeitererinnerungen aus den Textilbetrieben von Sainte-Marie («Des fermes vosgiennes à la haute-couture parisienne: Le ‹produit Sainte-Marie›») und die der im Gefolge des Versailler Vertrags in die elsässischen Kaliminen geschickten 600000 Polen («Mémoires d'exil») sowie die Geschichten der sich nach unten von den Polen abgrenzenden Minenarbeiter aus den Weindörfern, die ihrerseits in ihren Gemeinden eine mentalitätsmässige und politische Scheidung in untertags und übertags Arbeitende provozierten.

Sehr dankbar ist man für den differenzierten, gut dokumentierten Beitrag «Les sociétés d'histoire locale, gardiennes de la mémoire alsacienne» (gemeinsam mit Dominique Lerch). Hier wird ein Stück Wissenschaftsgeschichte der deutschsprachigen Volks- und Heimatkunde in der Zwischenkriegszeit (Josef Leffz, Alfred Pfleger) aufgearbeitet, das exemplarischen Charakter hat: Wie entsteht im Elsass aus historisch motiviertem Partikularismus (geschürt durch die strikt antiregionalistische französische Politik nach 1918), verbunden mit einem gewissen Widerstand gegen die Moderne und getragen von einer nach 1870 in deutscher Kultur aufgewachsenen bürgerlich-intellektuellen Generation, eine mythisierende Ruralisierungsbewegung, die die vielen lokalen Geschichtsvereine empfänglich macht für die nationalsozialistische Ideologie?

Einen wichtigen Raum nehmen Beiträge zur jüdischen Minderheit ein. Religionssoziologisch orientiert ist der Aufsatz «Juifs et Mennonites en Alsace». Er untersucht Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in Lebensstil, religiöser Praxis und sozialer Solidarität zweier Gruppen, die ihr Fundament im Glauben haben, und weist auf die Gleichheit der Vorurteile hin, mit denen die «Aussenwelt» ihnen begegnet. Die Kehrseite der starken internen Verbundenheit, die Enge, die das Leben der Einzelnen bis in die Neuzeit hinein bestimmt haben dürfte, bleibt allerdings unerwähnt. Einer verklungenen Welt sind die beiden schönen, sensiblen Aufsätze zum elsässischen Jiddisch und zum jüdischen Humor gewidmet und den Funktionen, die ihnen zukamen, einerseits für die interne Kommunikation, für geistige Freiheit und Beheimatung, die immer eine Spur von Resistenz und Abgrenzung enthielten, anderseits gerade als Brücke zu den Nichtjuden, mit denen man eng zusammenlebte, als Ausdruck dynamischer Beziehungen. Das Schlusskapitel beschwört den Reichtum, der sich denjenigen Menschen eröffnet, die in mehreren Sprachen und Kulturen zu leben und zu kommunizieren verstehen und die auf diese Weise ein friedliches Miteinander praktizieren.

Auch wenn dem Buch durchaus eine gedankliche Einheit eignet, erschwert die fehlende thematische und methodische Homogenität eine durchgehende Lektüre. Ausserdem irritiert hiesige Leser vielleicht die reduzierte theoretische und methodische Einbindung über Hinweise auf wenige berühmte französische Autoren, ohne Erwähnung von vielleicht doch bedeutenderen deutschsprachigen historischen Diskursen. Das sollte vom Studium nicht abhalten. Die einzelnen Teile bilden gewichtige, spannende und ausserordentlich bereichernde Beiträge zu einer neuzeitlichen Volkskunde und Regionalgeschichte des Elsasses.

Christine Burckhardt-Seebass

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER/GABRIELE MENTGES (Hg.): Der neuen Welt ein neuer Rock. Studien zu Kleidung, Körper und Mode an Beispielen aus Württemberg. Stuttgart: Theiss 1993. XIII, 342 S., Abb. (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 9).

Der gewichtige, aufwendig ausgestattete, schön gestaltete und sorgfältig gedruckte Band vereinigt 29 Aufsätze von 28 Autorinnen und Autoren, dazu drei kurze Nachdrucke aus älteren Publikationen (u. a. aus Gottfried Schnapper-Arndts «Nährikele»). Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des studentischen Projekts (zwischen dem Tübinger Ludwig-Uhland-Institut, unter Leitung von Christel Köhle-Hezinger, und dem Württembergischen Landesmuseum mit Gabriele Mentges) dürfen stolz sein, dass aus ihrer Arbeit eine so repräsentative Publikation hervorgegangen ist. Sie sollen sich auch loben lassen, ohne dass ihrer im Rahmen einer Rezension einzeln Erwähnung getan werden kann.

Die Thematik ist anspruchsvoll: Es ist der Versuch, den Industrialisierungs- und Modernisierungsprozess der Kleidung und mit ihr des – vor allem weiblichen – Körpers an und in einer Region nachzuzeichnen. Keine zufällige Region, gilt doch Württemberg als innovatives Zentrum der deutschen (und in einigen Aspekten der europäischen) Textilindustrie im 19. Jahrhundert. Das Vorhaben kann verständlicherweise nicht anders als mosaik- oder collagenhaft eingelöst werden, mit Lücken und Überschneidungen und aus recht unterschiedlichem Material (als wichtigste Kombination *oral history*, zeitgenössische Publizistik und betriebseigene Reklame). Dieser Vielfalt einen einigenden Rahmen zu geben und die Stücke z. B. durch Querverweise aufeinander zu beziehen, darauf verzichten die Herausgeberinnen wohl zu Recht, und sie konnten und wollten auch nicht verhindern, dass manches (das für den Erkenntnisprozess im Projekt sicher von Wichtigkeit oder zumindest von Reiz war) über die thematischen Ränder hinausschwappt. Das macht auch die an Überraschungen reiche Buntheit des Bandes aus. Auffallen mag, dass bei einem Projekt, das mit einem Museum verbunden war (und das sich doch wohl auch in der entsprechenden Ausstellungseinheit in Waldenbuch niederschlug), (fast) nur über Kleidung gesprochen wird, dass die Objekte selbst aber, ausser in den unkommentierten Abbildungen, nicht zum Zuge kommen. Wie sah ein von der Störschneiderin genähtes, vielfach geändertes Kleid innen und aussen aus, wie der Nachkriegsrock aus der Hakenkreuzfahne, wie liess sich eine Bleyle-Hose aufziehen und neu stricken, was hiess es, Tricotstücke im Akkord zusammenzunähen? Offenbar ist es schwierig, dafür Interesse zu wecken und den Gegenstand selbst zur Quelle der Erkenntnis zu machen – vielleicht fehlten dazu auch Belegstücke. So klingt manches, gerade wenn es um Arbeitsverhältnisse geht, etwas akademisch abgehoben. Die Begegnungen zwischen den Generationen, die über die Befragungsgespräche zustandekamen, mögen das auf einer anderen Ebene kompensieren.

Zentrale Stücke und für die Regional- und die Wirtschaftsgeschichte von besonderer Bedeutung sind die inhaltsreichen, auf intensiven Quellenstudien beruhenden Beiträge über das Textilunternehmen Bleyle, dessen Archiv nach dem Firmenende ins Landesmuseum kam, was einen wichtigen Anstoss zum Projekt gegeben haben dürfte (*F. Valet, T. Kegel* u. a.). Ebenso aufschlussreich die Artikel zu der schillernden, Sozial- und Gesundheitsreform mit kapitalistischer Gesinnung verbindenden Gestalt des Woll-Apostels Dr. Gustav Jaeger (*P. Wörz, U. Murmann, A. Gabriel*), zu W. Benger von Benger-Ribana (*J. Poettgen*) und zum Stuttgarter Kaufhaus Breuninger (*I. Buttler-Klose/M. Ortwein*). Sie vermögen es, in paradigmatischer Art eben auch die Formung von Mentalitäten sichtbar zu machen, bei den Unternehmen selbst, bei den Arbeiterinnen (und Arbeitern), bei den Konsumenten, die es erst heranzuziehen galt (z. B. über Schaufenster – *H. Grossjohann, H. Baum, R. Schneider* –, die Stuttgarter Ausstellung für Gesundheitspflege von 1914 – *K. Bosse* – und über Markennamen – *R. Wirth*). Erfreulich ist, dass wirklich mit einem Gender-Ansatz gearbeitet wurde, dass neben den vielen Beiträgen zu weiblichem Leben und Arbeiten auch das veränderliche Verhältnis von Kleidung und Männlichkeit zur Sprache kommt (*M. Frommer, H. Gall*). Hier sind noch viele Forschungsfragen offen.

Die Zurichtung des Menschenkörpers für die industrielle Moderne thematisiert der schöne, kenntnisreiche Aufsatz über den «vermessenen Körper» (*G. Mentges*). Neu und überaus anregend ist der Versuch, eine mögliche *schwäbische* Spezifik des Leibs zu erkunden (*C. Köhle-Hezinger*). Viel anderes kommt in den weiteren Beiträgen zur Sprache, besonders lohnend immer dort, wo das Allgemeine an konkreten Erfahrungen und Erinnerungen von Personen «festgemacht» wird (z. B. *K. Fastnacht/ M. Mierzowski, B. Schilk, K. Krumrei/F. Roller*).

Die Herausgeberinnnen rechtfertigen das Unternehmen mit seinen kühnen Kombinationen und sichtbaren Brüchen, das ich eher ein reizvolles Konglomerat als ein «Gesamtbild» oder eine «Konstruktion» nennen würde, mit einem kunstwissenschaftlichen Zitat, wonach in der Moderne nur noch «Betroffenheit über die nicht mehr erfassbare Fülle des Sichtbaren und die Kombinatorik des Sichtbaren» möglich ist. Das mag sein. Ich würde bescheidener sagen, dass in einem personell und zeitlich begrenzten, von Zufälligkeiten abhängigen Studienprojekt nicht alles möglich ist – das Erreichte und der Weg dahin sind nicht weniger ehrenvoll und anerkennens- und lesenswert. *Christine Burckhardt-Seebass*

THOMAS SCHÜRMANN: Tisch- und Grusssitten im Zivilisationsprozess. Münster/New York: Waxmann 1994. X, 291 S., Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 82).

Der Titel «Tisch- und Grusssitten im Zivilisationsprozess» verweist unmittelbar auf das 1939 erschienene Werk von Norbert Elias «Über den Prozess der Zivilisation». Thomas Schürmann, Schüler Günter Wiegelmanns, bezieht sich in seiner Studie, die er 1992 an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster als Dissertation einreichte, denn auch explizit auf die Zivilisationstheorie, versteht sie aber, wie zu zeigen sein wird, eher als Ordnungssystem denn als Theorie.

Die Arbeit befasst sich mit dem Wandel der Verhaltensstandards in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert bis heute. Schürmann fokussiert die Zeit des Deutschen Kaiserreichs (1871–1918), weil diese Epoche einen vergleichbar hohen Formalisierungsgrad aufweist, wie derjenige von Elias im höfischen Zeitalter festgestellte. Studien, die sich auf Etikette- und Manierenbücher als Quellen stützen, sind mit der Frage konfrontiert, welche Bevölkerungsschichten mit diesen Büchern angesprochen werden. Obwohl sich die Volkskunde traditionellerweise mit den unteren Schichten befasse, sei die Untersuchung oberschichtiger Verhaltensnormen schon deshalb lohnend, «... weil dies nicht nur Aussagen über die Gesamtgesellschaft ermöglicht, sondern auch, weil vieles von dem, was heute in breitesten Bevölkerungsschichten selbstverständlich ist ... einst zur Repräsentationskultur gehobener Stände gehörte» (S. 2). Schürmanns Legitimation impliziert, dass Aussagen über die Gesamtgesellschaft davon abhängig sind, welche Schicht man untersucht. Dieser Auffassung ist nicht zuzustimmen, da Aussagen über die Gesamtgesellschaft weniger davon abhängen, welche soziale Schicht Gegenstand der Untersuchung ist, sondern eher davon, wie interdependent bzw. isoliert man die verschiedenen sozialen Schichten versteht und dementsprechend untersucht.

Die Niederlage der liberalen Kräfte in der Revolution von 1848/49 sowie die Reichsgründung 1871 veränderten das Machtverhältnis zwischen Adel und Bürgertum zugunsten des ersteren. Dies wirkte sich auch auf den Umgangston der «guten Gesellschaft» aus, die sich wieder verstärkt an adligen Verhaltensweisen orientierte. Die «gute Gesellschaft» setzte sich aus «Damen» und «Herren» zusammen, die einem sehr hohen Konformitätsdruck ausgesetzt waren. Das Grundgebot vornehmer Lebensart lautete, nirgends aufzufallen. Am Beispiel des «Diner als gesellschaftliches Ritual» exemplifiziert der Autor den spezifischen Formalitätsgrad dieser Epoche, der zu derart hohen materiellen Kosten führen konnte, dass etwa die «Damen» zu heimlicher Erwerbstätigkeit (z. B. Näharbeiten) gezwungen waren. Als eigentliche Novationen dieser Epoche stellt der Autor einschränkende Regeln im Umgang mit dem Messer fest, etwa beim Fisch-, Spargel-, Eier- oder Kartoffelessen. Aber nicht nur der Umgang mit dem Essbesteck, sondern auch der veränderte Gebrauch der Serviette oder die Verdrängung des Zahnstochers deuten, so Schürmann, auf ein verschärftes Peinlichkeitsempfinden hin.

Ein eigenes Kapitel untersucht «Tischsitten für Besuchsmahlzeiten». Schürmann zieht hier Datenmaterial des «Atlas der Deutschen Volkskunde (ADV)» hinzu, welches in den frühen 1930er Jahren erhoben wurde. Damit rückt er die ländlichen, vor allem bäuerlichen Bevölkerungsschichten in sein Blickfeld. Interessanterweise schlägt sich dies in seinen Formulierungen nieder: Während Auswertungen der Etikettenbücher meistens spekulativ vorgetragen werden – offenbar, wahrscheinlich – scheinen die Aussagen über das «Nötigen zum Essen» oder über die «Anstandsreste in Schüsseln und auf Tellern» dadurch gesichert, dass sie sich auf den ADV stützen. Natürlich unterscheiden sich die deskriptiven Daten des ADV grundsätzlich von der normativen Quellengattung Manierenbücher. Die Befragungsmethode des ADV wurde allerdings zu Recht immer wieder kritisiert, etwa von Rudolf Schenda (1970). Schürmann weist zwar auf diese Kritik hin, ohne sie aber in seine Überlegungen miteinzubeziehen, was zu einer Überschätzung der Repräsentanz des ADV-Materials führt.

Der letzte Teil der Untersuchung ist dem Wandel der Grussgebärden, wie etwa dem Händedruck oder der Verbeugung, und der Anredeformeln gewidmet. Zwar stellen Tisch- und Grusssitten verschiedene menschliche Bereiche dar. Die gemeinsame Untersuchung werde aber durch ähnliche Entwicklungen gerechtfertigt. So geht die pronominale Anredeform, d. h. der Gebrauch des *Sie* in der Anrede gegen Fremde, auf die höfische Epoche zurück, während im frühen Mittelalter neben dem *Du* das *Ihr* verwendet wurde. In der Zeit des Kaiserreichs wurde die mittelalterliche Höflichkeitsform revitalisiert und in der «guten Gesellschaft» obligatorisch. Eine ähnliche Entwicklung durchlief der Handkuss. In der frühen Neuzeit als weltliches Zeremoniell eingeführt, verlor er im Ancien Régime an Bedeutung. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde er aktualisiert, allerdings nun als galante Huldigung gegenüber verheirateten «Damen». Nach dem Deutschen Kaiserreich verloren sowohl die Anredeform in der zweiten Person des Plurals als auch der galante Handkuss stark an Bedeutung.

Schürmann versucht diese Materialbasis mit Hilfe der Zivilisationstheorie von Norbert Elias zu interpretieren und versteht seine Arbeit als ergänzende Detailuntersuchung. Da er davon ausgeht, dass die

Eliassche Zivilisationstheorie mittlerweile «wissenschaftliches Allgemeingut» (S. 6) geworden sei, verzichtet er auf ihre Darstellung. Dieser Verzicht stellt sich allerdings als grosser Mangel seiner Arbeit heraus: Schürmann vernachlässigt in seiner Interpretation des Datenmaterials wesentliche Bestandteile der Zivilisationstheorie, fügt andere theoretische Modelle diskussionslos dazu, gelangt dadurch zu Fehlüberlegungen und verwirrt damit den Leser, die Leserin. So ersetzt er beispielsweise das von Elias (modifiziert) verwendete Freudsche Modell der Psyche mit den Instanzen *Ich, Überich* und *Es* durch die Begriffe «Vernunft» und «Gewissen». Das *Ich* etwa kann aber keineswegs mit «Vernunft» gleichgesetzt werden, da es alle *Ich*-Handlungen, also auch die unvernünftigen, umfasst. Mit dieser Ersetzung verschwindet der dynamische Prozess der drei psychischen Instanzen, was dazu führt, dass sich Schürmann immer wieder in Erklärungsmodellen verfängt, die zweckrationales Handeln der Individuen favorisieren. So stellt er beispielsweise zum Wandel des Serviettengebrauchs in der Mitte des 19. Jahrhunderts von der um den Hals gehängten zur auf die Knie gelegten Serviette fest, dass erstere wohl nur «ästhetischen, nicht aber sinnlichen Anstoss» erregen würde, da eine in den Kragen gesteckte Serviette in der Regel keinen Ekel errege (S. 113). Ob (fleckige) umgehängte Servietten Ekel erregen oder nicht, ist aber nicht die Frage einer ahistorisch verstandenen Ästhetik, sondern des jeweiligen Peinlichkeitsempfindens, was ja die Zivilisationstheorie gerade zu zeigen versucht: Es gibt keine Empfindung «Ekel» an sich, sondern der jeweilige gesellschaftliche Aufbau und das damit herausgebildete Peinlichkeitsempfinden (der herrschenden Schicht) definiert, was Ekel und Pein erregt und was nicht.

Weiter verwirrt Schürmanns unklare Vorstellung vom Verhältnis zwischen Sachen und Menschen. So stellt er im Zusammenhang mit der Entwicklung von rostfreien Messern, die den Geschmack der Speisen nicht mehr beeinträchtigen und damit aus rationaler Sicht Messerverbote überflüssig machen, die Frage, ob Elias die technischen Voraussetzungen des Speisens gegenüber den psychischen Aspekten vernachlässigt habe. Dass Elias die technische Seite vernachlässigt hat, mag nach den heutigen Erkenntnissen der Technikgeschichte so sein. Im Gegensatz zu Schürmann definiert er allerdings, in welcher Funktion, nämlich nach dem gesellschaftlichen Gebrauch des Essbestecks «als Inkarnat der ‹Seelen›» (Elias: 1976, Bd. 1, 164), er die Essgeräte für seine Untersuchung beizieht. Schürmann hingegen versucht eine Art Autonomie der Sachkultur zu beweisen, um, wie beim Beispiel rostfreier Messer, dann doch zum Schluss zu gelangen, dass der Grund für den Wandel des Umgangs mit dem Messer «nicht im Gerät selbst liege», sondern vielmehr in der Einstellung der Menschen ihm gegenüber (S. 103). Es wären weitere Mängel zu diskutieren, wie etwa ahistorische Vorstellungen von Verhaltensweisen oder die geringe Beachtung der 1984 erschienenen Studie von Volker Krumrey zum selben Quellenmaterial. Insgesamt hinterlässt Schürmanns Elias-Rezeption einen hilflosen Eindruck, was der Darstellung des interessanten Quellenmaterials merklich schadet. *Danièle Lenzin*

SCHÖNES ÖSTERREICH. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie. Begleitbuch und Katalog: Sonderausstellung, 26. Oktober 1995 bis 25. Februar 1996, Österreichisches Museum für Volkskunde. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde 1995. 208 S., Ill. (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 65).

Bescheiden nennen die drei Autoren Reinhard Johler, Herbert Nikitsch und Bernhard Tschofen die Ausstellung, zu der dieser Katalog gehört, «Nebenprodukt und Zwischenbilanz» ihres Forschungsprojekts, das im Rahmen der österreichischen Tausendjahr-Aktivitäten im Schwerpunktprogramm «Grenzenloses Österreich» aus Bundesmitteln durchgeführt werden konnte. Wir wissen also nicht, was wir noch bekommen, aber dem bis jetzt Erreichten gebührt in jedem Fall höchstes Lob. Ideenreich und originell konzipiert, überraschend, aber einleuchtend und ohne Scheu vor einem Ungleichgewicht von Objekt, Bild und Text präsentiert und brillant geschrieben, möchte man es geradezu als klassische Analyse einer Ideologie bezeichnen. Dank dafür gebührt ausser den Autoren auch dem Museum, das die Ausstellung mit Katalog ermöglicht hat. Dies um so mehr, als in kritischer (aber nie hämischer) Weise auch ein Stück seiner eigenen Geschichte aufgearbeitet wird: Die Recherchen hatten ergeben, dass das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien, neben der Abteilung Volkskunde des Steirischen Landesmuseums in Graz (treffend als «heimatschützerisches Gesamtkunstwerk» bezeichnet), einen Brennpunkt der Bewegung, um die es geht, darstellte und einen reichen Fundus an Dokumenten und Objekten beherbergt. Hier liegt wohl auch eines der österreichischen Spezifika des «Heimatschutzes», der ja um die Jahrhundertwende grössere Teile Europas berührte. Das ästhetische Konzept für ein gesellschaftliches und politisches Anliegen: die Moderne verträglich zu machen durch «Tradition» und «Heimat» (als Koalition von «Natur» und «Kultur»), wurde vermutlich nirgends so aktiv und direkt

(dabei mit mehr oder weniger grosser Naivität) von der jungen wissenschaftlichen Volkskunde mitentwickelt. Die Autoren merken an, dass diese damals «ihrem allzeit präsenten Ziel der Popularisierung ihres Wissens ‹innerhalb ihrer bisherigen Geschichte› am nächsten gekommen ist» (S. 16). Das sollte uns gerade heute, wo ein Druck auf die Universitäten zu vermarktbarer Popularität deutlich wird, zum Nachdenken anregen. Dabei geben Johler, Nikitsch und Tschofen selbst ein Beispiel von Wissenschaft, die ihrer alten aufklärerischen Aufgabe verpflichtet bleibt, ohne auf attraktive Gewandung zu verzichten. Der Erfolg blieb offensichtlich nicht aus: Die Ausstellung musste/konnte verlängert werden.

Sie ist mittlerweile längst abgebaut, aber der Katalog bleibt, und er bietet auch denjenigen, die nicht nach Wien reisen konnten, Genuss und Gewinn. Allerdings mangelt dabei die Visualisierung gerade eines exemplarischen Hauptstücks: der Einheit «Heimatschutz und Bauberatung», 1914–1916 realisiert und bis 1992 im Technischen Museum Wien ausgestellt (ein Widerspruch mit innerer Logik) und hier nochmals rekonstruiert. Anderes ist müheloser nur über den Text zugänglich, auch wenn es darum geht, die Formung und Verfestigung von Bildern und (visuellen) Symbolen zu dokumentieren und sie zu dechiffrieren. Getan wird dies u. a. am Beispiel des Vereins und seiner Personen, Aktivitäten und Verflechtungen in der Kleinstadt Steyr, an Naturschutz-Dokumenten, am Thema Heimatkunde als Schulfach, über Heimattümer-Heimatzeichen, wobei zuletzt das Gefühl aufkommen mag, dass alles Zeichen in diesem Kontext ist und der Zugriff seine analytische Schärfe verliert. Und doch traf die Bewegung ihre Auswahl, und sie ist vielleicht (zumindest im Mass, weniger in der Thematik) wiederum spezifisch österreichisch, nicht so sehr in der Stilisierung alles Alpinen, in die man sich mit der Schweiz teilt, aber in der bis heute nachwirkenden «Verdorfung» von Kultur und im Anteil der Folklore. Letztere wurde seither, wenn auch lustlos (wie die Autoren vermerken), ins staatliche Repräsentationsrepertoire übernommen, gleichzeitig zum Massenkonsumgut, so dass McDonald's und die «Schürzenjäger» nicht Gegensätze, sondern Parallelen darstellen. Der Prozess, klug beschrieben, lief wiederum ähnlich in der Schweiz und auch in (Süd-)Deutschland ab und unterscheidet sich von den Entwicklungen in den osteuropäischen Teilen des alten Habsburgerreichs, wo Volkskunde im 19. Jahrhundert zum Ferment der Nationalkultur und damit auch zur Sache der Revolutionäre geworden war. Die Unvereinbarkeit der kanonisierten Heimatlichkeit mit der Moderne (und erst recht mit der Avantgarde) polarisiert, erzeugt Jünger auf der einen, vehemente Kritiker auf der anderen Seite – eine Auflösung dieser Spannung oder ihre Durchbrechung durch Ironie und Spiel wird offenbar kaum versucht und könnte wohl im Moment auch keine Breitenwirkung zeitigen.

Einer schweizerischen Beobachterin fällt auf, dass den dargestellten Heimatkonzepten der Regress auf die nationale Geschichte fehlt, ebenso derjenige auf Kunst (ansatzweise am ehesten bei Hundertwasser, von Mozart und «seinen» Kugeln einmal abgesehen). Das wird am evidentesten bei der letzten Sektion der Ausstellung, der mittlerweile noch eine eigene Publikation gewidmet wurde: «Post vom schönen Österreich», Wien 1996. Es sind die auf entsprechende Bitte hin für die Ausstellung von 162 der 2351 Gemeinden eingesandten «typischen» Objekte oder lokalen Heimatzeichen. Was sich an ihnen ablesen lässt (hier fühlt sich die Rezensentin an die in Basel durchgeführte Analyse von schweizerischen Ortsliedern erinnert): Die erwünschte, allgemein verständliche und touristisch verwertbare Unverwechselbarkeit scheint am ehesten durch Ortswappen, Ortschroniken, auch Luftaufnahmen, Wanderkarten und Ortspläne garantiert, vielleicht auch noch durch Kulinarisches, während man sich z. B. mit Zeichen der (feudalen) Vergangenheit wie Klöstern oder Schlössern nicht identifiziert wissen möchte und berühmte Söhne und Töchter eines Ortes für Breitenwerbung als zu exklusiv gelten mögen. Nun wissen wir also, was schön sein darf an Österreich – es sind Botschaften, die zumal für Volkskundler und Volkskundlerinnen Irritationen auslösen, hoffentlich weiterhin so produktive.

Christine Burckhardt-Seebass

NINA GOCKERELL: Bilder und Zeichen der Frömmigkeit. Sammlung Rudolf Kriss. Eine Veröffentlichung aus Anlass der Einrichtung der Sammlung Rudolf Kriss im Herzogschloss Straubing als Zweigstelle des Bayerischen Nationalmuseums. (Ausstellungskatalog). München: Bayerisches Nationalmuseum 1995. 136 S., 43 farbige und 82 s/w Abb.

Rudolf Kriss (1903–1973), Gründer des Salzburger «Instituts für religiöse Volkskunde» und von 1948 bis zu seinem Tod Professor an der Universität München, hat neben seinen zahlreichen Veröffentlichungen zeit seines Lebens Zeugnisse religiöser Volkskunde gesammelt und 1951 seine auf etwa 25 000 Objekte angewachsene Sammlung dem Bayerischen Nationalmuseum vermacht. Ein kleiner Teil davon war bis jetzt innerhalb der volkskundlichen Ausstellung zu sehen. Durch Umbauten bedingt, musste die

Präsentation vorübergehend in den bereits sanierten Ostflügel des Herzogschlosses in Straubing verlagert werden. Aus diesem Anlass entstand dieser Band, den Nina Gockerell, wissenschaftliche Betreuerin der Abteilung für Religiöse Volkskunde im Bayerischen Nationalmuseum, mit grosser Liebe, präziser Information und in leicht verständlicher Sprache schrieb. Das Besondere dieses reich illustrierten Buches: Auch ein Muselmane oder ein neuheidnischer Leser kann ihn mit grösstem Gewinn lesen, weil christliche Liturgie und religiöses Volksbrauchtum – insbesondere in Bayern – à fond vorgestellt werden. Das Buch beginnt mit der Frömmigkeit des Einzelnen, stellt dann die Verehrung Christi, der Heiligen, der Dreifaltigkeit und Marias vor und schliesst mit gemeinschaftlichen Frömmigkeitsformen wie Wallfahrtsbrauch und Votivgaben. Im Anhang finden sich eine kurze Bibliographie zu den einschlägigen Kapiteln und ein vorzügliches Register.

Im Eingangskapitel ‹Andacht› (S. 13–28) geht die Verfasserin von einer lebensnahen Schilderung Peter Roseggers aus und betont zu Recht, dass die «private Andacht des Einzelnen oder auch einer Familien- oder Hausgemeinschaft... keine liturgischen Formen» kennt, «sie bedarf keines Priesters und keines herausgehobenen Ortes... Nicht die mönchische Frömmigkeit, die sich durch Spiritualität auszeichnet, ist hier von Bedeutung und auch nicht die liturgisch-sakramentale Frömmigkeit des Klerus interessiert in diesem Zusammenhang, sondern allein die Volksfrömmigkeit. Sie wurde schon im Hochmittelalter charakterisiert als ‹religio carnalis›, was man nicht wörtlich mit ‹Religion des Fleisches›, sondern treffender mit ‹Religion der Sinne› oder mit ‹sensitiver Frömmigkeit› übersetzen sollte» (S. 13). Sinnlich im besten Sinne des Wortes sind denn auch die vorgeführten Zeugnisse, vornehmlich Bilder und Zeichen, die im weitesten Sinn den Andachtsraum schaffen, und der Gläubige «bewegt sich auch – zumindest in vorwiegend katholischen Gebieten – in einer ‹geistlichen Landschaft›, die durch grosse Architektur ebenso bestimmt ist wie durch einfache Flurdenkmäler» (ebda.). Zur Sprache kommen Gebet- und Erbauungsbücher, Rosenkranz, Versehgarnitur, Hinterglasmalerei u.a. ‹Schutz und Segensmittel› bilden ein eigenes Kapitel: Kreuze, Schluckbildchen, monstranzförmige Wettersegen, Geistliche Hausapotheken, Walburgiskästchen, Loretoschüsseln (S. 29–40). Ein kurzer Abschnitt ist ‹Sterben, Tod und Ewigkeit› gewidmet, in dem eindrücklich gezeigt wird, wie die Menschen stets mit dem Tod und gemeinsam mit den Armen Seelen lebten (S. 43–48). Im Kapitel ‹Christusverehrung› (S. 49–70) steht der leidende und ans Kreuz geheftete Gottessohn im Zentrum; denn die Passion verdrängte seit dem 12. Jahrhundert immer mehr die Auferstehung. ‹Heiligenverehrung› (S. 71–80): In Bayern verehrte Heilige stehen im Mittelpunkt, so die hl. Kümmernis, Notburga, Margaretha, die vierzehn Nothelfer. Sensitive Frömmigkeit äussert sich ausdrucksstark in der ‹Verehrung der Dreifaltigkeit› (S. 81–84). Maria (S. 85–94) ist seit dem Erlass von Kurfürst Maximilian I. (1573–1651) die Patrona Bavariae, ihr sind zahlreiche Wallfahrtsorte mit ihren Gnadenbildern geweiht, von denen Nachbildungen in verschiedenster Form und Qualität angeboten wurden. Schliesslich ‹Wallfahrtsbrauch und Votivgaben› (S. 128–136): Von Leid, Krankheit, Genesung, Rettung aus grosser Not künden Votivgaben und Ex Votos an den Wallfahrtsorten.

Peter Ochsenbein

PETER BRETSCHER: Museum Lindwurm Stein am Rhein. Bürgerliche Wohnkultur und Landwirtschaft im 19. Jahrhundert. Stein am Rhein: Gesellschaft Museum Lindwurm 1994. 216 S., Abb.

Wer das vor wenigen Jahren eröffnete Museum Lindwurm in Stein am Rhein besucht hat, kennt den sorgfältig inszenierten Detailreichtum der Ausstellung zur «bürgerlichen Wohnkultur und Landwirtschaft im 19. Jahrhundert». Auch der reich bebilderte Führer folgt diesem Konzept und breitet eine Fülle von Informationen aus. Der Einleitung mit der Erläuterung des Konzeptes folgt auf den Seiten 23–92 der Museumsrundgang. Auf weiteren hundert Seiten bieten ergänzende Erläuterungen und Materialien zum gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld vertiefte Einsichten (S. 93–206).

In der Einleitung beschreibt der Volkskundler Peter Bretscher das von ihm realisierte Museumskonzept. «Hyperrealismus» nennt er den Zugang, mit dem sich das Museum Lindwurm von den bereits existierenden Wohnmuseen unterscheiden soll (S. 9). Gemeint ist damit eine Präsentation, die versucht, das «gesamtheitliche Funktionieren zu einem bestimmten früheren Zeitpunkt» mit den Mitteln detailgetreuer «historischer Nachstellungen» abzubilden (S. 7). Ausgewählt wurde die Mitte des 19. Jahrhunderts. In den Räumen wurde der – mutmassliche – Zustand dieser Zeit wieder hergestellt, die Ausstaffierung sollte in realitätsbezogener bzw. realitätssuggerierender Weise vorgenommen werden. Sachliche Richtigkeit wurde kombiniert mit anekdotisch-spielerischen Elementen: In der Stube sitzen lebende Kanarienvögel im Käfig, auf dem Estrich findet sich Marderkot, im Keller riecht es nach sau-

rem Most und im Hof gackern Hühner. «Die Gefahr einer Gratwanderung entlang der Kitschgrenze ist allerdings sehr gross» (S. 9). Das Chaos des Estrichs, des Heubodens oder des Hofes ist durchkomponiert und soll einen Kontrapunkt zur üblichen Sterilität von Museen bilden. Die «schön-liebliche» Museumsatmosphäre wird auf «rohsinnliche» Weise durchbrochen. Klein- und Kleinstszenen sorgen im ganzen Haus für eine Geschäftigkeit, die in dieser Anhäufung nie stattgefunden hat. Figurinen ersetzen die Menschen. Wenn die Magd Hühner rupft, dürfen auch die Blutspritzer an der Wand nicht fehlen. Daneben finden sich weniger spektakuläre, aber aussagestarke Materialien, z. B. eine Anleitung aus dem Haushaltbuch von Maria Verena Gnehm-Gräflein (1815–1899) zur Herstellung von Schuhwichse (S. 50) und andere Tips für eine sparsame bürgerliche Haushaltung.

Das Konzept ist in mancherlei Hinsicht auch etwas problematisch, Bretscher ist sich dessen bewusst: BesucherInnen nehmen die hyperrealistische Inszenierung als reale Darstellung der Vergangenheit. Was an Objekten im Hause fehlte, wurde zudem mit Gegenständen aus Stein am Rhein oder der Region ergänzt. Allerdings wird nirgends sichtbar, welche Objekte zum Haus gehörten und welche nicht. Es ist auch kaum erkennbar, dass sich hier Szenen abspielen, die zeitlich nie parallel liefen: Die Gerberei im Kellerraum wurde nur während einer kurzen Phase zu Beginn des 18. Jahrhunderts betrieben, die Trinkszene in der Eingangshalle ist mit Figurinen im Stil der Mitte des 19. Jahrhunderts dargestellt, obwohl sich solche Gelage erst hundert Jahre später abspielten. Auch bei der Architektur konnte die Einmittung auf die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht konsequent durchgezogen werden, die 1947 historisierend veränderten Partien wurden belassen.

Als weiterer Sachzwang war die Sammlung von landwirtschaftlichen Geräten der Heimatvereinigung Buch-Hemishofen-Ramsen zu integrieren. Hier wurde die Not zur Tugend: Die Präsentation als Depot besticht durch ihre karge Einfachheit, wenn auch Name und Funktion der Geräte ohne Beschriftung heute kaum mehr bekannt sind.

Das Museum beeindruckt durch die Einheit des Ensembles. Zu dem im Empire-Stil gehaltenen eigentlichen Wohnhaus existiert auch noch der Ökonomietrakt, der den Zustand des 18. Jahrhunderts weitgehend bewahrt hat. Dies ist selten, denn im Zuge der Stadtmodernisierungen wurden diese Gebäude meist abgerissen. Neben Kornschütte, Heustock, Ställen, Tenne und Wagenremise enthält der Trakt auch Wohnräume für das Gesinde. Im «Lindwurm» können durch das Miteinander von Haupthaus, Hof, Laube und Wirtschaftsgebäude wertvolle Einsichten in das Funktionieren der frühen bürgerlichen Ökonomie und der gerade für Stein am Rhein typischen Durchdringung von städtischer Lebensweise und Landwirtschaft vermittelt werden.

Wie das Museum, so setzt auch der Führer den thematischen Schwerpunkt auf die häusliche Wirtschaft und insbesondere die Rolle der Frauen. Knappe Übersichten skizzieren die Verhältnisse in der Landwirtschaft und in den Gewerben, die im «Lindwurm» von Bedeutung waren. Die Ausführungen entsprechen in etwa den im Museum gezeigten Text-Bild-Tafeln.

Museum und Führer bieten vielfältige Informationen zum bürgerlichen Leben in der Mitte des 19. Jahrhunderts, vermitteln aber ein recht statisches Bild. Das Bürgertum erscheint als relativ behäbig, von der ungeheuren Dynamik dieser Gesellschaftsschicht und dem von ihr initiierten Wandel ist nur wenig zu spüren. Wie sehr diese Dynamik die Gesellschaft bis heute prägt, zeigt die Geschichte der Besitzerfamilie Gnehm. Das Haus, dessen Kellerdecke aus dem 13. Jahrhundert stammt, wurde 1819/20 vom reichsten Bürger von Stein am Rhein umgebaut und erhielt eine in der Art eines Stadtpalais gestaltete Fassade mit Pilastern und «griechischem» Giebel. 1853 von Johann Jakob Gnehm-Gräflein, Vorsteher des städtischen Kaufhauses, Landwirt und Oberst-Lieutenant, gekauft, wurde es bereits ab 1861 zum Nebengebäude, weil die Familie das Haus «Adler» übernahm und dort eine Bierbrauerei und einen Gasthof betrieb. Gnehm verkörpert eine frühe Form bürgerlichen Erfolges, bei der die verschiedenen Bausteine des Aufstieges (Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, Militär) sorgfältig zusammengefügt wurden. Um 1900 erwarb der zweite Sohn, Prof. Dr. Robert Gnehm, den «Lindwurm», benutzte ihn jedoch ebenfalls kaum. Der sehr erfolgreiche Chemiker und Erfinder lebte nicht mehr in Stein, sondern in Basel und Zürich. Gnehm war Direktor der Gesellschaft für Chemische Industrie (CIBA, Basel), später Gründungsmitglied und Verwaltungsratspräsident der Chemischen Fabrik vormals Sandoz (Sandoz), Professor an der ETH und Präsident des Schweizerischen Schulrates. Die Konstruktion von Novartis wäre also durch die personelle Verflechtung theoretisch bereits damals denkbar gewesen.

Der dynamischste Teil der Familie dehnte damit sein Wirkungsfeld weit über Stein am Rhein hinaus aus. Zurück blieben die weniger erfolgreichen Verwandten. Das Haus stand zum Teil leer, war vermietet oder diente als «Ferienhaus». Schliesslich ging es in den Besitz der ärmeren Verwandten Jakob und Emma Windler, einem Geschwisterpaar aus Stein, über. Diese bewohnten das Haus, betrachteten es aber bereits als Familienheiligtum. Auf diese Weise konnte die Liegenschaft ihr Gepräge des 19. Jahr-

hunderts weitgehend beibehalten. Die Geschichte des Hauses überspannt damit die Geschichte des Bürgertums, macht grundlegende Entwicklungen sichtbar.

Der häusliche Alltag wird in Führer und Museum mit viel Sorgfalt und Sachkenntnis dokumentiert. Das Ziel, anhand der konkreten Lebensverhältnisse einer gutbürgerlichen Familie allgemeine Entwicklungen und Strukturen sichtbar zu machen (S. 9), wird allerdings nicht überall erreicht.

Walter Leimgruber

MADELEINE BOXLER: «ich bin ein predigerin und appostlorin». Die deutschen Maria Magdalena-Legenden des Mittelalters (1300–1550). Untersuchungen und Texte. Bern/Frankfurt a.M.: Lang 1996. 619 S. (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, 22).

«Neben Maria, der Mutter Jesu, hat keine zweite Heilige im Leben des gläubigen Volkes, in der Kunst und Dichtung einen derart tiefen Eindruck hinterlassen wie Maria Magdalena» (Hans Hansel). In der heutigen feministischen Literatur wird sie «zur Apostolin ohne Amt und Geliebten Jesu» (S. 7). Die vorliegende Zürcher Dissertation nimmt in sympathischer Weise feministische Forschungsansätze auf und differenziert sie auf hoher wissenschaftlicher Basis. Ein erstes Kapitel (S. 24–66: ‹Maria Magdalena: Vom Mythos zur Legende›) führt in die Thematik ein, ein zweites listet die insgesamt 38 Überlieferungsträger mit deutschen Maria Magdalena-Legenden auf, differenziert sie knapp nach den Inhalten und versucht eine Typologie (S. 67–80). Es folgt die Edition (nach einer kombiniert synoptischen Editionsweise) der um 1500 entstandenen «Nürnberger Maria Magdalena-Legende III» (S. 81–136) und deren ausführliche Interpretation (S. 137–207). Der umfangreiche zweite Teil bringt in diplomatischer Umschrift sämtliche deutschsprachigen Legenden-Texte (S. 213–576). Ein Anhang gibt den lateinischen Text des Dominikaners Sylvester Mazzolini Prierias (1456–1523) über die Befreiung Karls II. von Salerno und den Bericht eines etruskischen Kaufmanns wieder (S. 579–584). Eine Bibliografie sowie ein Register beschliessen den Band (S. 586–619).

Hier sei lediglich herangezogen, was für die volkskundliche Forschung von Bedeutung sein könnte. Die «Nürnberger Maria Magdalena-Legende III» wurde mit grösster Wahrscheinlichkeit von einem Dominikaner als kurzer (in der Edition 343 Zeilen umfassender) Prosatext geschaffen. Sie ist innovativ-originell insbesondere auf der formal-narrativen Ebene, eher traditionell dagegen in inhaltlicher Sicht. Die meisten ihrer Mythologeme (Maria Magdalenas Christianisierung Südfrankreichs und ihr Rückzug in eine Höhle – Kampf mit einem Drachen – ihr Weg in die Hölle und ins Purgatorium – Ernährung durch himmlischen Gesang u.a.) schöpft der unbekannte Dominikaner aus der Tradition. Originell dagegen ist die Individualisierung des Geschehens und ihrer Personen, die teilweise an der historischen Realität anknüpfen (Bericht eines Ich-Erzählers von seinem Besuch der Kultstätten Maria Magdalenas in der Höhle auf der Sainte-Baume im Jahre 1497 – Wiedergabe einer Chronik über Karl von Salerno II. Anjou, König von Sizilien und Graf der Provence, aus dem Jahre 1297 – Bericht von der Pilgerfahrt eines Kaufmanns aus Tuscien zur Höhle auf der Sainte-Baume im Jahr 1370). Diese Enttypisierung als narratives Mittel verringert damit die Spannung zwischen dem alltäglichen und dem wunderbaren Geschehen. Zugleich wird die Figur der Maria Magdalena zugunsten des Dominikanerordens instrumentalisiert: Sie ist eine Predigerin und Apostolin, wobei die Geschlechterfrage heruntergespielt wird. «Dass Maria Magdalena eine Frau ist, spielt nur insoweit eine Rolle, als sie dadurch eine Identifikationsfigur speziell für Frauen ist und als Patronin und Nothelferin auch für Männer (besonders frauenlose Kleriker!) Weiblichkeit und Mütterlichkeit ausstrahlt. Maria Magdalena ist somit für beide Geschlechter eine trostspendende und vorbildliche Frau. Darüber hinaus bietet sie als Frau, also als Angehörige des für den Klerus anderen und unbekannten Geschlechts, eine ideale Repräsentationsfläche für nahezu beliebige männliche Fantasien. Es ist deshalb kein Problem, sie gleichzeitig als Exempel der Busse, als Predigerin und Apostolin und als Propagandafigur in der alltäglichen Realität des beginnenden 16. Jahrhunderts präsent zu machen» (S. 206).

Peter Ochsenbein

RUTH MEYER: Das «St. Katharinentaler Schwesternbuch». Untersuchung, Edition, Kommentar. Tübingen: Max Niemeyer 1995. XI, 383 S., 11 s/w Abb. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 104).

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden in den oberrheinischen Dominikanerinnenklöstern Unterlinden, Adelhausen, Töss, Oetenbach, Engelthal, Weiler und St. Katharinental (bei Diessen-

hofen) sogenannte Schwesternbücher, in denen das heiligmässige Leben einzelner Konventualinnen aus dem eigenen Kloster geschildert und als Idealbilder gegenwärtiger und zukünftiger Generationen vorgestellt werden. Mit Ausnahme von Unterlinden sind alle diese Kurzviten, die das Pendant zu den «Vitas fratrum» des Dominikaners Gerardus de Fracheto darstellen, in deutscher Sprache abgefasst. In der älteren Forschung haben scheinbar aufgeklärte Philologen diese Texte leicht belächelt. Heute nimmt man sie ernst, nicht zuletzt dank der feministischen Studien zur Frauenmystik des Mittelalters. Alle genannten Schwesternbücher liegen in älteren Editionen vor, die freilich heutigen Ansprüchen nicht mehr genügen. Ruth Meyer legt in ihrem Buch zum «St. Katharinentaler Schwesternbuch» nach einer eingehenden Untersuchung über die erhaltenen Handschriften, über die Chronologie (um 1350) und Abfolge der Viten erstmals eine kritische Edition (S. 97–181) vor, der ein ausführlicher Stellenkommentar (S. 181–330) folgt. Es ist hier nicht der Ort, die Edition und den insgesamt vorzüglichen Kommentar zu kritisieren. Vielmehr sollen einzelne Punkte genannt werden, die für die religiöse Volkskunde von Belang sein können.

Volkskundliche Forschung zur katholischen Frömmigkeit setzt meistens erst im Barock ein und verfolgt diese bis ins 20. Jahrhundert oder – was häufiger der Fall ist – der Forscher geht von der Feldforschung aus und sucht die religiösen Formen und Typen bereits in früherer Zeit festzumachen. In den Schwesternbüchern sind nun bereits zahlreiche Elemente vorgebildet, die später in die Volksfrömmigkeit eingegangen sind. So etwa die in der Barockzeit so beliebte Passionsfrömmigkeit: Im «St. Katharinentaler Schwesternbuch» beten geistliche Frauen vor Kruzifixen, vor dem «Christus im Elend», vor dem Andachtsbild «Christus an der Geisselsäule». Das Abbeten von Reihengebeten wie Pater noster und Ave Maria, das beim gläubigen Volk seit Einführung des sog. Marianischen Rosenkranzes (3×5 Geheimnisse) von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis heute weiterlebt, war schon Laienbrüdern und insbesondere Klosterfrauen seit dem 13. Jahrhundert vertraut, wobei teils kompliziertere Formen (ablesbar im Privatgebetbuch), teils einfachere (ohne jegliche Intentionen) gebräuchlich waren. Auch die Verehrung von Statuen «Maria mit dem Kind» und die später einsetzende Wallfahrt sind in Frauenklöstern häufig insofern vorgebildet, dass eine Schwester erlebte, wie das Jesuskind etwa seinen Fuss bewegt hat – in den Schwesternbüchern ein Zeichen dafür, dass der Erlöser ihre Andacht belohnt hat. Viele Schwestern hatten auf ihrer kargen Zelle ein Jesuskindlein, an dem sie ihre mütterlichen Gefühle zeigen konnten.

In mehreren Viten des «St. Katharinentaler Schwesternbuches» sind deutsche Privatgebete eingearbeitet oder zumeist direkt aus einer verlorenen Gebetbuchvorlage übernommen worden. Spätmittelalterliche Privatgebetbücher, die meisten aus Frauenklöstern, sind auch heute noch der Forschung nicht durch Editionen zugänglich. Da ich selbst an einer kritischen Ausgabe des nach 1350 entstandenen «Engelberger Gebetbuches» arbeite, könnte ich des langen und breiten nachweisen, wie die im «St. Katharinentaler Schwesternbuch» aufscheinenden Gebete direkt meine Texte reflektieren. Hier ist noch viel zu leisten. Das soll aber die vorzügliche Arbeit von Ruth Meyer keineswegs schmälern.

Peter Ochsenbein

HANS-JOACHIM ALTHAUS: Auslandsleute. Westdeutsche Reiseerzählungen über Ostdeutschland. Mit einem Beitrag von Bernd Jürgen Warneken. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1996. 237 S. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 85).

1995 ist von Bernd Jürgen Warneken unter dem Titel «Spiegelbilder» ein Tübinger studentisches Projekt vorgestellt worden, das auf empirischen Erhebungen aus den Jahren 1992/93 fusst. Als Rezensent hätte ich mir gewünscht, dass weitere empirische Untersuchungen sich mit den derzeit ablaufenden Assimilations- oder besser: Dissimilationsprozessen im Zuge der deutsch-deutschen Vereinigung auseinandersetzen sollten. Gewünscht hatte ich beim Lesen, dass die hochaktuelle Thematik nicht unter einer zeitlich verzögerten Veröffentlichung leiden möge.[1] Dies trifft jedoch offensichtlich auf die hier zu besprechende Studie zu, denn der vorliegende Band 85 der Tübinger Hauptreihe summiert die Ergebnisse von Feldforschungen, die schon 1991 abgeschlossen waren.

Hans-Joachim Althaus ist – so scheint es – ein Mann mit langem Atem. Zu Beginn der 1980er Jahre machte er, als ein Mitarbeiter des Projektes «Rotes Mössingen» im damals hochaktiven Bereich der Arbeiterforschung, auf sich aufmerksam.[2] Acht Jahre danach legte er, gemeinsam mit Gertrud Döffinger, hierzu eine Anschlussstudie vor, ein Vorgang, der in unserem Fach selten vorkommt.[3]

Die Erhebungen zu «Auslandsleute» waren damals schon einige Zeit am Laufen. Planung und Antragstellung reichen zurück bis in den Herbst 1988 – also in eine Zeit, in der zwei deutsche Staaten ihre

festen und scheinbar unwandelbaren Positionen innerhalb einer in zwei Hemisphären aufgeteilten Welt einnahmen. Entsprechend dieser Situation wurde für die Bewertung der Befragungen von DDR-Reisenden ein zentrales Konzept begründet, nämlich «Empathie». Bernd Jürgen Warneken stellt dies in einem eigenen Kapital vor (S. 53–98). Es wird davon ausgegangen, dass bei Aufenthalten in systemgegensätzlichen Ländern nicht Völkerverständigung oder interkulturelle Kommunikation Reiseerwartungen sein könnten, sondern dass differenzierte Wahrnehmungen dazu führen sollten, sowohl kognitiv als auch affektiv für Fremdes offen zu sein. Mit der Wende und der nun möglichen Nähe sei die Empathie seitens der Reisenden zurückgenommen worden, und Stereotypen hätten sich konsequent verhärtet.

Die Planung von 1988 hatte vorgesehen, zwischen März 1989 und Juni 1990 anhand offener Interviews westdeutscher TeilnehmerInnen an Jugendreisen in die DDR – also anhand der Analyse von Reiseerzählungen – Fremdbilder in ihrer Genese, ihrem Wandel und ihren Funktionen zu beschreiben. Angesichts der sich rapide verändernden Rahmenbedingungen unterstützte der Drittmittelgeber eine zeitliche Ausweitung der Erhebung bis Januar 1991. Insgesamt 38 Jugendliche schilderten ihre Erlebnisse vor der Wende, 42 wurden zwischen Wende und Einheit (November 1989 bis September 1990) befragt, 55 nach Herstellung der staatlichen Einheit (Oktober 1990 bis Januar 1991).

Das ursprüngliche Design der Erhebung wurde weitgehend beibehalten. Althaus begründet seine Entscheidung hierfür mit der angestrebten Vergleichbarkeit der Aussagen. Aber hier sei es erlaubt nachzufragen. Waren bis zur Grenzöffnung nur indirekte Zugänge zur DDR möglich gewesen, so hatte sich in der Zeit danach eine radikal veränderte Situation ergeben. Die Migration von grossen Bevölkerungsgruppen aus der DDR nach Westdeutschland, meist in jugendlichem Alter, verursachte vermutlich bedeutendere kulturelle Konflikte und Veränderungen der Stereotypenstruktur als das weiterhin beobachtete Sightseeing von «Wessis» in den «neuen» Bundesländern.

Wie dem auch sei: Heute können wir distanzierter die Abläufe der Jahre 1989/90 überdenken. Die an vielen Stellen des Buches spürbare Betroffenheit des damals feldforschenden Kollegen Althaus – «Alle Beteiligten... erlebten massive Irritationen ihrer bis dahin gepflegten Weltbilder» (S. 7) – macht eine besondere Stärke des Buches aus. Überaus sensibel schildert er allgemeine und persönliche atmosphärische Änderungen im Verhältnis von West- und Ostdeutschen, ohne jedoch – und das im Jahre 1996 – auch nur nebenbei über lokale und globale Kulturdeterminanten beim Kollaps des DDR-Staates nachzudenken.

Das von mir erwähnte Projekt «Spiegelbilder» hatte in den von ihm erhobenen Erlebnisgeschichten Ost- und Westdeutsche zu Wort kommen lassen und sicherlich dabei auch die Erfahrungen bei der Auswertung der Reiseberichte über «Auslandsleute» berücksichtigt. Es erforschte gewissermassen für die frühen Jahre des staatlichen Zusammenschlusses in Deutschland die Dialektik gegenseitiger Stereotypisierung.

Althaus verdanken wir dagegen die lebendige Schilderung einer bewegten, inzwischen historisch gewordenen «Reiseetappe» hin zu einer sich neu formierenden deutschen Nationalkultur, beschrieben aus der Sicht der Majorität. *Rainer Alsheimer*

[1] Spiegelbilder. Was Ost- und Westdeutsche übereinander erzählen. Leitung: Bernd Jürgen Warneken. Tübingen 1995. (Rez. in: SAVk 92, 1996, S. 249f.).

[2] Althaus, Hans-Joachim u.a.: «Da ist nirgends nichts gewesen ausser hier.» Das «rote Mössingen» im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes. Berlin 1982.

[3] Gertrud Döffinger/Hans-Joachim Althaus: Mössingen. Arbeiterpolitik nach 1945. Tübingen 1990.

KURT DRÖGE (Hg.): Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa. München: Oldenbourg 1995. 278 S. (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 6).

Seit 1992 befindet sich am Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte in Oldenburg ein Fachbereich Volkskunde. Diese neue Institution (sie steht unter der Leitung von Kurt Dröge) scheint einen positiven und stabilisierenden Einfluss auf die frühere Kommission für ostdeutsche Volkskunde – heute: Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde – auszuüben. Im Herbst 1994 wurde in Oldenburg zum Thema «Renaissance einer ostdeutschen Volkskunde?» getagt. Überwiegend die Vorträge dieses Symposiums – ergänzt durch fünf weitere Artikel – bilden den Grundstock der hier zu besprechenden Mehrverfasserschrift.

Der Rezensent war über Jahrzehnte mit den beiden so rasch verstorbenen Vorsitzenden der DGV-Kommission, Ulrich Tolksdorf und Peter Assion, freundschaftlich verbunden. Dennoch brachte er wenig Interesse für diese Forschungsrichtung auf, die er als retrospektiv, in den 1950er Jahren als ethnozentrisch ausgerichtet und schliesslich als allzu traditionell empfand. Er hat durch die Lektüre dieses Buches viel gelernt.

Dazu trug schon das Vorwort von *Kurt Dröge* bei, der sehr sensibel feststellt, dass spätestens seit 1989 andere Aspekte im Hinblick auf die Erforschung von «Ostdeutschen» zu beachten seien: Sie müsse interkulturell angelegt sein und folglich Eigenes und Fremdes beachten, und sie müsse eine kritische Sicht auf Konstruktionen des Ethnischen einnehmen. Dies sei durch regionalbezogene Kulturanalysen zu gewährleisten.

Albrecht Lehmann stellt im Eröffnungsvortrag Flüchtlings- und Vertriebenenforschung in den Kontext heutiger Theorien und Methoden der Migrationsforschung. In «volkskundlicher Zeitgeschichtsforschung» als «eine mit historischer Perspektive betriebene Gegenwartsanalyse» werde die Nachkriegszeit in ihrer Alltagsdimension untersucht, wobei Biographieforschung, Erfahrungsgeschichte und Oral History flankiert würden durch archivalische Studien. Und damit befinden wir uns in einem zentralen Bereich moderner Volkskunde. Er fordert dazu auf, in historischen Vergleichen («Schicksalsvergleich») Gemeinsamkeiten und Differenzen verschiedener Migrantengruppen in Deutschland von 1945 bis heute zu beschreiben.

Die weiteren Artikel des Sammelwerkes bestätigen die Aussagen von Dröge und Lehmann. Sie können hier nur kurz resümiert werden. *Elisabeth Fendl* berichtet über die «Erfolgsgeschichten» der Gründungsgeneration der Heimatvertriebenenstadt Neutraubling bei Regensburg, *Silvie Fisch* über die deutsch-baltischen Umsiedler in Bayern: die Geschichte einer Elite, die sich gegen Akkulturation zur Wehr setzt. *Karen Görner* vergleicht in Bayreuth Familientraditionen Einheimischer und Vertriebener. «Heimwehtourismus» nach Schlesien erforscht *Doris Stennert*: in Gruppenreisen oder als Individualtouristik. Ostdeutsche Heimatstuben in Schleswig Holstein als museale Stereotypisierungen ehrenamtlicher Gründer mitsamt der zur Zeit diskutierten Professionalisierung schildert die überarbeitete Magisterarbeit von *Manuela Schütze*. In einem Vorbericht teilt *Andrea Rönneke* ihre Überlegungen zu einer Dissertation mit, die sich mit Umsiedlern aus Nordböhmen in die ehemalige DDR beschäftigen wird. Der erste Abschnitt des Buches «Integration und kultureller Wandel» wird abgeschlossen von *Klaus Bolls* Ausführungen zu Russlanddeutschen in der ehemaligen Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland.

Vier Abhandlungen beschäftigen sich mit der Fachgeschichte der «ostdeutschen» Volkskunde: Aufklärung in Schlesien (Christian Garve) behandelt *Leonie Koch-Schwarzer*, während *Brigitte Bönisch-Brednich* die Institutionalisierung des Faches dort beschreibt. *Walter Dehnert* unterrichtet uns über Volkskunde in Prag (1918–1945), *Jelko Peters* referiert über die Zustände in Königsberg (1924–1945): beides keine Ruhmesblätter für unser Fach.

Zum Abschluss werden «Historische Alltagskulturen im Wandel» in Mikroforschungen analysiert: Bettler und Vaganten in Schlesien (16.–18. Jahrhundert) von *Susanne Gernhäuser*, Einrichtung und Wohnen in Niederschlesien von *Jutta Konietzko* sowie das Dorf Nadwar in Ungarn von *Herbert Schwedt*. *Annemie Schenk* aktualisierte mit ihrem Text über Interethnik in Siebenbürgen einen Aufsatz von 1988.

Die Darstellungen besitzen unterschiedliche Qualität, was auch damit zusammenhängt, dass AnfängerInnen zu Wort kommen und dass verschiedene Projekte in einem sehr frühen Stadium geschildert werden. Dies zeigt Offenheit für Neues. So bleibt zu hoffen, dass die frühere Kommission für Ostdeutsche Volkskunde den Weg weiterbeschreiten wird, der durch die neue Namensform angedeutet ist: hin zu einer Volkskunde Mittel- und Osteuropas, an deren zukünftigen Entwicklungen neben den Deutschen auch andere betroffene Europäer beteiligt werden. *Rainer Alsheimer*

OTTAVIO BESOMI/CARLO CARUSO (a cura di): Cultura d'élite e cultura popolare nell'arco alpino fra Cinque e Seicento [Contributi del terzo Seminario asconese, 1993]. Basel/Boston/Berlin: Birkhäuser 1995. XIV, 475 p., (14) p. di tav., (3) f. di tav., ill. (Monte Verità).

Da studiert man Geschichte, studiert sorgfältig die Quellen, Zeugnisse und Denkmäler, und wenn man das getan hat, stösst einem die Frage auf: Wie war es eigentlich? – Was man aufzunehmen bekommt, ist das, was gesagt werden wollte; sobald eine gewissermassen kindliche Einfalt überwunden ist, weiss man, dass man vieles nicht sagen will, nicht sagen darf, nicht sagen kann; und dass selbst dann,

wenn es gesagt wird, nichts davon laut wird, weil es sofort verhindert oder später dann unterdrückt wird. Es gibt solche, die sich kaum äussern, und solche, von denen man nichts zu hören bekommt, obwohl sie sich sehr wohl äussern. Da sie da sind, bzw. waren, wird auch auf sie irgendwie Bezug genommen, wenn sie von seiten derer, die zu Wort, zum sozusagen offiziellen Wort kommen, gemeint oder angesprochen werden. Sie sind meist nur vorhanden in Spiegelungen in einem Medium, das ein ihnen wesensmässig mehr oder weniger Fremdes ist.

Wer sich mit historischen Themen der Volkskultur beschäftigt, die zu einer Zeit gehören, in der die Beteiligten nicht schreiben konnten und aus der es keine mündlichen Zeugnisse mehr geben kann, gelangt recht schnell zu den vorstehenden Gedanken. Bei der historischen Analyse unterliegt der volkskundliche Aspekt fast immer der besonderen Schwierigkeit, dass die Zeugnisse in der Sprache der Hochkultur vorliegen, dass die Ausdrucksmittel die Ausdrucksmittel derjenigen sind, die sich ausdrükken konnten.

Im Jahre 1993 fand auf dem Monte Verità in Ascona ein Seminar statt, das anhand belegbarer Beispiele die komplexen Beziehungen zwischen «gelehrter» Kultur und Volkskultur im 16. und 17. Jahrhundert im Alpengebiet näher betrachtete. Der vorliegende Sammelband mit zwanzig Referaten von Historikern, Soziologen, Kunst-, Literatur- und Musikwissenschaftlern bringt eine Vielzahl von Fragestellungen nahe, die oft von Speziellstem ausgehen und im Handumdrehen zu sehr allgemeinen Überlegungen führen. Beim zeitlichen Rahmen der Untersuchungen ist es naheliegend, dass die fast das ganze öffentliche Leben durchdringende kirchliche, religiöse Welt das Hauptmaterial liefert. Diejenigen, welche keine eigenen Zeugnisse hinterliessen, wurden als Gläubige in der Kirche dennoch wahrgenommen und in der Predigt angesprochen; ihre Lieder fanden Eingang in die Volksliturgie und wurden manchmal notiert; in Prozessen, wo sie meist als Angeklagte auftraten, beschäftigte man sich mit ihnen.

Anpassungen zwischen Hochkultur und Volkskultur sind meistens längere Prozesse. Es gibt Beispiele, bei denen schwierig zu entscheiden ist, ob es sich um einen Übergang «von unten nach oben» oder umgekehrt handelt, etwa dann, wenn liturgische Volksgesänge, die von Bruderschaften gesungen werden, sukzessive den Regeln der Kirche unterworfen werden. Wenn in abgelegenen Gebieten in der Gegenwart noch Glaubensvorstellungen erzählt werden, die sich nicht oder kaum von denen unterscheiden, die, wie Historiker dargestellt haben, vor vier Jahrhunderten gepredigt wurden, so handelt es sich eindeutig um Zeugnisse der Volkskultur. In der alten historischen Situation ist dagegen nicht einfach auszumachen, ob es sich bei solchen schriftlich festgehaltenen Vorstellungen um eine Übernahme aus Erzählungen aus dem Volk oder um die Folge eines Transfers von der Oberschicht nach unten handelt, oder um normale Indoktrination von oben. Eine Primitivität der Hochkultur anzuprangern, hätte nur dann einen Sinn, wenn nachgewiesen werden könnte, dass von verschiedenen Möglichkeiten verschiedenen Niveaus die primitivere der höherstehenden vorgezogen wurde. Man würde anprangern, dass in der Eliteschicht «das Untere» in ihr selbst über das in ihr vorhandene «Höhere» habe obsiegen können. Dagegen ist bei einer «Harmonisierung» zwischen den Vorstellungen einer Hochkultur und denen in der Volkskultur nicht einfach zu entscheiden, ob man einen Niedergang oder die Erlangung eines allgemeinen, vielleicht höheren Niveaus festzustellen habe.

Obwohl in jeder Epoche Eigenschaften zu finden sind, die allen Erscheinungen der Zeit gemein sind, so zeigt sich viel deutlicher, dass vieles, was unter dem gemeinsamen Dach wohnt, weit voneinander getrennt ist. Gerade die Belege, die die Beziehungen zwischen Elitekultur und Volkskultur offenlegen, machen dies deutlich. Es bedurfte immer der Vermittler, der Übersetzer zwischen der einen Sphäre und der andern. Die Geschichtenerzähler und die Musikanten brachten das Neue unters Volk und passten es sogleich, sozusagen automatisch, dem anderen Aufnahmehorizont an. So entstehen Erweiterungen der Volkskultur. Wenn dagegen Künstler als Auswanderer in Zentren wie Florenz Werke der fortschrittlichsten Kunst«richtungen» sehen und sie später als Kopien in ihrer Heimat reproduzieren, so kann dies nicht als Bereicherung der Volkskultur betrachtet werden, sondern als Versuch, das Volk an die Elitekultur «anzuhängen». Natürlich stellt sich sogleich die Frage, wie weit dies gelingt. Öffnen sich die Augen für das ungewohnte Neue? Die Tatsache, dass es ohne weiteres möglich war, vorhandene Illustrationen (aus Kostengründen) wieder zu verwenden für Texte, zu denen sie nicht passten, zeigt, dass in der Illustration wahrscheinlich in aller Regel das gesehen wurde, was der Text nahelegte; wie auch in der Gegenwart oft zu beobachten ist, dass nicht gesehen wird, was zu sehen ist, sondern das, was schon gewusst ist.

Benjamin Richter

RUDOLF GADIENT: Weihnachtliche Stubenspiele aus Flums. Nach einem Manuskript von 1783. In: St. Galler Kultur und Geschichte, 26. St. Gallen: Komm. Buchhandlung am Rösslitor 1996. S. 269–352.

In der vom Staats- und Stiftsarchiv herausgegebenen Reihe «St. Galler Kultur und Geschichte» ist ein längerer Beitrag von Rudolf Gadient über die «Weihnachtlichen Stubenspiele aus Flums» erschienen. Der Untersuchung liegt ein Manuskript des Flumser Lehrers Peter Ruesch (1748–1794) zugrunde. Es umfasst 57 Blätter und enthält neben einer Beschreibung des Brauchs die Texte von sieben Spielen. Sie dienten dem Lehrer und den Singerknaben im späten 18. Jahrhundert zur Übermittlung der Neujahrswünsche und verbesserten das magere Gehalt des Schulmeisters.

Während einer vollen Woche suchte Lehrer Ruesch mit seinen Spielleuten die Höfe der weitläufigen Gemeinde auf. Einer Begrüssung durch den Fähnrich schloss sich das Spiel an. Am Schluss der Aufführung dankte der Abdanker für die Aufmerksamkeit und wünschte den versammelten Hausgenossen den Frieden des Christkinds für das kommende Jahr. Zur Truppe gehörte auch ein vermummter Spassmacher, dessen Aufgabe es war, die Wünsche nach Esswaren und Getränken zu formulieren. Nach dem frühen Tod von Lehrer Peter Ruesch dürfte der Brauch in anspruchsloserer Form von der Knabenschaft weitergeführt worden sein.

Der von Rudolf Gadient verfasste Beitrag enthält im Anschluss an den Kommentar die transkribierten Texte der weihnachtlichen Stubenspiele. Inhaltlich nähern sie sich den Geheimnissen des «Freudenreichen Rosenkranzes». Wer sie im einzelnen verfasst haben mag, ist mit Sicherheit nicht mehr zu eruieren. Gadient glaubt sie zu einem schönen Teil dem Spielleiter, Lehrer Peter Ruesch, zuschreiben zu dürfen. Nachdem keine ähnlichen Spiele im deutschsprachigen Raum vorliegen, können die Flumser Texte «einstweilen als Unikate angesehen werden, wenn auch etliche Beziehungspunkte zu den barokken Weihnachtsspielen bestehen». *Alois Senti*

ADOLF KRAYER: Als der Osten noch fern war. Reiseerinnerungen aus China und Japan 1860–69. Hg. von Paul Hugger und Thomas Wiskemann in Zusammenarbeit mit R. H. Gassmann, Myriam Girgis, E. Klopfenstein und Evelyn Schulz. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1995. 421 S., Abb. (Das volkskundliche Taschenbuch, 7).

Der Autor, Adolf Krayer (1834–1915), ein gebürtiger Basler und erfolgreicher Seidenkaufmann, war im Auftrag einer englischen Firma schon als junger Mann nach Shanghai geschickt worden. Dort ist er, trotz eingeschränkter Sprachkenntnisse, mit seinen chinesischen Partnern gut Freund geworden. Reiselust, eine scharfe Beobachtungsgabe, die auch die menschlichen Schwächen und ungewollte Komik miteinbezieht, ein Wille, «alles zu sehen» und doch die Dargestellten aus kalter Neugier nicht einfach blosszustellen, dies sind die Eigenschaften, die den Verfasser dieser Erinnerungen geleitet haben.

Obschon der Titel das Jahr 1860 als den Beginn der Erinnerungen erwähnt, trifft dies nur bedingt zu. Krayer reiste zwar in diesem Jahre nach Shanghai, doch die hier gesammelten Aufzeichnungen beginnen erst mit seinem Aufbruch zur ersten Japanreise 1863, schliessen aber manchen Rückblick auf frühere Jahre ein. Insgesamt enthält der Band vier Berichte. Dem bereits genannten über die erste Japanreise folgt einer über eine ausgedehnte Besichtigungs- und Erholungsreise in die Seidendistrikte im Hinterland von Shanghai (1868), ein weiterer über eine Reise im gleichen Jahr nach Peking, zur Grossen Mauer und zur kaiserlichen Sommerresidenz in der Mongolei und schliesslich, der längste von allen, ein Bericht über Krayers endgültige Rückreise in die Schweiz, bei der er nochmals Japan besuchte und danach auf recht abenteuerliche Weise den erst teilweise erschlossenen nordamerikanischen Subkontinent durchquerte (1868–69).

Krayer hat nicht nur ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, die ihn ab und zu an die Schweiz erinnern, sondern auch für die Menschen, deren Verhalten er aufmerksam beobachtet. Seine häufigen und sichtlich genüsslichen Beschreibungen von Mahlzeiten mögen als ein Beispiel dienen für sein Vorgehen. Ein gutes Essen mit einem erlesenen, meist europäischen, Tropfen dazu macht ihm immer Freude. Solche Mahlzeiten sind Gelegenheiten für geselligen Verkehr mit chinesischen und europäischen Geschäftsfreunden. Dabei beobachtet er genau – nicht nur, was und wie etwas aufgetragen wird, sondern er vergisst auch die Menschen nicht, die zum Genuss beitragen. So erzählt er von der Aufmerksamkeit einer Familie oder der Kellnerinnen, von den Vorführungen der Geishas oder Sing-song-girls und, nicht zuletzt, vom Verhalten der Geladenen oder der neugierigen Zaungäste. Wenn er mit etwas hintergründigem Humor beschreibt, wie das Mahl der Reisenden für die Bevölkerung geradezu zu einem Schauspiel wird, bei dem sich der halbe Flecken versammelt, um zu beobachten, wie die Ausländer mit ihren eigenartigen Werkzeugen, nämlich Messer und Gabel, umgehen, oder gar von dieser oder jener der mitgebrachten Speisen zu kosten, so kann er doch ein gewisses Ungehaltensein über solches

Benehmen nicht verbergen. Und trotzdem lässt er sich dadurch nicht zu billig verallgemeinernden Urteilen verleiten. Unter Kollegen beobachtet er, wie die europäischen Getränke auf Chinesen und Japaner nicht nur als Neuigkeiten einen besonderen Reiz ausüben, sondern auch eine schnelle und nachhaltige Wirkung nicht verfehlen. Es fällt auf, dass Krayer selbst den ihm gewohnten Speisen oder Getränken wie Wein und Champagner ziemliche Bedeutung zumisst. Meist vergisst er nicht, davon einen beträchtlichen Vorrat auf seine Reisen mitzunehmen. Wenn er sich auch bemüht, an den Gepflogenheiten und dem Leben der besuchten Orte möglichst teilzunehmen, so zieht er es doch vor, bald zum Gewohnten zurückzukehren. Trotz all seinem Interesse hält er eine gewisse Distanz und geht nicht einfach in der Kultur des Gastlandes auf. Dadurch bewahrt er seinen frischen und unverstellten Blick für das Andersartige und ihm Ungewohnte.

Krayers Erinnerungen sind keine Ethnographie, sondern ein persönlicher Bericht, der nicht nur fremde Welten, sondern auch den Schreiber, den begüterten Kaufmann, dem Leser nahebringt. Ethnographisches ist dabei eingeschlossen, doch wird es in solch persönlicher Weise dargelegt, dass sich die dem Leser ungewohnte Welt Chinas und Japans um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast unbemerkt erschliesst und, trotz des Buchtitels, nicht mehr «fern» ist. Zwar nennt Krayer die Chinesen in einem Rückblick auf seine in China verbrachte Zeit die «antipodischsten der Antipoden» (S. 240) und führt eine Reihe von Beispielen an, etwa dass sie ein Pferd von der *rechten* Seite besteigen oder bei den Begrüssungen *sich selber* die Hand schütteln. Doch Hinweise auf solche Besonderheiten sind selten. Krayer wählt keineswegs nur das Exotische aus seinen Begegnungen aus. Im Gegenteil, das Ungewohnte fügt sich meist so in die Erzählung eines Vorgangs oder eines Erlebnisses ein, dass es dem Leser zwar ungewohnt, aber doch verständlich vorkommt.

Ein besonderes Interesse wecken seine Beschreibungen von politischen Vorgängen oder deren Folgen, denn sie bieten Einblicke in eine Zeit politischer Umwälzungen, die sowohl für China wie für Japan schwerwiegende Folgen hatten. Gleich zu Beginn seines Aufenthaltes in Shanghai erlebte Krayer den Versuch der Taiping-Rebellen, die Stadt zu erobern. Mehrere Jahre danach, auf seiner Reise in den Seidendistrikt, begegnet er auf Schritt und Tritt noch den Spuren dieser mörderischen Horden. Was Krayer aus eigener Anschauung über die Folgen ihrer Zerstörungswut erzählt, erinnert uns Heutige nur allzu lebhaft an die Vorgänge während der Kulturrevolution. Wir erfahren auch, dass dem Kontakt mit China und Japan noch immer Grenzen gesetzt sind. Er kann zum Beispiel in Peking noch nicht hinter die «neidischen Mauern», wie er sie nennt, der Verbotenen Stadt sehen, während heute täglich Tausende ihre Innenhöfe überfluten. Auf seiner ersten Reise nach Japan, 1863, erfährt er noch die Unsicherheit der letzten Jahre des Shogunates: Als Ausländer darf er in Kobe nicht an Land gehen, und sein Schiff kann keine Verpflegung aufnehmen; auf einem Ausflug von Yokohama aus wird er zwar in einem Tempel höflich aufgenommen, wird dann jedoch von betrunkenen «Schwertträgern» entdeckt und übel angepöbelt, so dass er es vorzieht, sich mit seinen Begleitern in Sicherheit zu bringen. Auf seiner zweiten Japanreise (1868) sind solche Schwierigkeiten wie weggeblasen. Wieder in Yokohama erlebt er diesmal gerade den Durchzug der pompösen Prozession, die den jungen Kaiser nach der Gefangennahme des Shoguns nach Edo (Tokio) bringt, was für Japan den Beginn einer neuen Zeit bedeutete. Dass es mit dem Neuen jedoch auch seine Schwierigkeiten hat, das entgeht Krayer nicht. Seine Beschreibung der sog. europäischen Truppe in der Prozession mag ein Beispiel dafür sein. Er beschreibt mit einem nicht zu übersehenden Anflug von Ironie, wie die nach englischem Vorbild geschneiderten Uniformen und die europäischen Stiefel den Soldaten gar nicht auf den Leib passen. Viele haben sich die ungewohnten und daher drückenden Stiefel kurzerhand über die Schulter gehängt und gehen lieber barfuss, wie sie es gewohnt waren.

Dass solche Konfrontation mit Neuem nicht nur in Asien Probleme aufwarf, erfuhr Krayer auf seiner Rückreise durch Amerika. Dort geriet er im Senat zufällig in eine Debatte, in der den chinesischen Arbeitern vorgeworfen wurde, sie würden das Land seines Geldes berauben, weil sie einen Grossteil ihres Verdienstes nach Hause schickten. Ein anderes Mal, als er mit Freunden eines Abends ein Lokal besuchte, wurde er, mit Blick auf seinen japanischen Reisegefährten, indirekt gefragt, ob sie etwa eine Vorstellung geben wollten, als wären sie Schausteller. Nach solchen Vorfällen bemerkt er, wie einseitig der Vorwurf des Fremdenhasses an die Adresse von Chinesen und Japanern sei. Krayer ist nicht blind gegenüber Schwächen, er kann sie jedoch wahrnehmen, ohne sie zu verallgemeinern.

Krayers Reiseerinnerungen sind ein Dokument scharfer und zum Teil kritischer, jedoch einfühlender Beobachtung. Ihre stark persönliche Färbung zieht den Leser in ihren Bann. Gleichzeitig sind die Erinnerungen auch für den Spezialisten von Interesse als ein Dokument bewusst erlebter Geschichte. Für die Schweizer Volkskunde bietet das Buch noch die zusätzliche Besonderheit, dass es aus der Feder des Schwiegervaters von Eduard Hoffmann-Krayer stammt. *Peter Knecht*

UELI GYR (Hg.): Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Festgabe für Paul Hugger zum 65. Geburtstag. Zürich: Offizin Zürich Verlag 1995. 260 S., Abb.

Die Einleitung des Herausgebers unter dem Titel «Bürgerlichkeit und Alltagskultur» stellt eine ausgezeichnete Kurzfassung des gesamten Bandes dar. Lesende in Zeitnot finden darin sowohl Inhalt der Artikel als auch Hypothesen und Motivationen der einzelnen Autoren aufbereitet und präzise präsentiert. *Ueli Gyr* begründet des weiteren, warum die Festgabe für Paul Hugger bürgerlicher Kultur gewidmet ist. Dazu holt er zu einem Abriss über die Gegenstände, welchen sich die Volkskunde im deutschsprachigen Raum seit ihrem Bestehen gewidmet hat, aus. Der (über)langen Phase nostalgisierender Forschung über Sitte und Brauch ländlicher Kulturen setzte der Aufbruch der 1960er Jahre ein Ende. Die Alltagskultur und urbane Lebensformen der Gegenwart, vorwiegend unterer Schichten, wurden ins Zentrum gerückt. Damit fand erneut eine Fixierung statt, die keinen Blick auf sogenannt elitäre Lebensformen wie z. B. die Bürgerlichkeit gestattete.

Zu den Horizonterweiterern, die den blinden Fleck programmatisch wegretouchieren wollten, gehörte als einer der ersten und beflissenen der Empfänger der Festschrift, der kürzlich emeritierte Professor für Volkskunde in Zürich, Paul Hugger. Er vervollständigte das Bild unserer Gesellschaft und die Erkenntnisse von Interaktionsprozessen in geschichteten Gesellschaften überhaupt, indem er den amputierten Teil, die bürgerlichen Lebensformen, zum Forschungsgegenstand machte. Besonders erfreulich ist, dass der ganze Band von einem Ausgangspunkt beim Engagement für das neue Thema in der Volkskunde profitieren konnte, nämlich von der jahrelangen Sammelleidenschaft des Jubilars für Fotografien. So stammt ein grosser Teil der Abbildungen aus seiner Privatsammlung.

Die Beiträge stammen von VertreterInnen verschiedener Disziplinen und verschiedener Regionen Europas. Sie sind sechs Themenbereichen zugeordnet: Berufswelt und Standeskultur, Bildung und Erziehung, Freizeit und Musse, Fotografie als bürgerliches Medium, Wandel der materiellen Kultur und Rolle des Bürgertums in Modernisierungsprozessen. Aus dieser musste eine zufällige Auswahl zur Präsentation getroffen werden.

Gottfried Korffs «Zehn Annotationen zur niederen Mythologie» bringen nicht nur bereits Bekanntes zum Thema, sondern stellen in sich ein Beispiel für drei der behandelten Kulturbereiche dar, so Bildung-Erziehung, Freizeit-Musse sowie Modernisierung. Korff verflicht in bester bildungsbürgerlicher Tradition (wozu die Kenntnis fremder Sprachen und Kulturen gehören) Erkenntnisse der deutschen Volkskunde mit Konzepten französischer Ethnologen und Philosophen. Das führt ihn zum Formulieren seiner thesenhaften Annotationen, die nicht so sehr ihrer originellen Präsentation wegen, sondern vielmehr dank der Einführung französischer Konzepte in die deutsche Volkskunde geschätzt werden müssen. Sie lassen (wir erwarten es nicht anders) einerseits Distanz zum Eigenen sowie Faszination am Fremden erkennen. Dies ist genau der Stoff, wie *Klaus Roth* später zeigen wird, aufgrund dessen bürgerliche Gesellschaften sich modernisieren, mit aller Fragwürdigkeit in bezug auf nationalistische Regressionen und vordemokratische Ordnungs- und Erziehungsvorstellungen. Hier wird uns eine wenig beachtete Seite des neuen Forschungsobjektes «Bürgerlichkeit» vor Augen geführt.

Ebenfalls mit Thesen arbeitet *Martine Segalen* anhand der Jogger, von denen es in Paris und ganz Frankreich über zwei Millionen geben soll, die übers Jahr und das Land verteilt an Tausenden von Wettläufen teilnehmen. Die Läufer zelebrieren damit ihren Körper und stellen mit ihrem Tun und ihrer Ausrüstung ihren Modernitätsbezug zur Schau. Sie unterschreiten mit ihren schweisstreibenden Aktivitäten und körperentblössenden «Dresses» die üblichen Ekelschwellen. Mag genau in dieser Antiwelt des Anstandes und dem Flirt mit dem Exzess die Attraktion dieser Sportart besonders für Angehörige des mittleren und oberen Kaders liegen? Segalen stellt mehr Fragen, als sie Antworten gibt. Interessante Ansätze sind es alleweil, die verdienen, andernorts aufgenommen und überprüft zu werden.

Einem ganz andern Aspekt der Bürgerlichkeit widmet sich *Ingrid Ehrensperger* mit der Geschichte des Sparherdes. Hier geht es wieder umgekehrt um Modernisierung und Verbürgerlichung vermittels «Kanalisierung und Einsperren», diesmal nicht menschlicher Regungen, sondern von Rauch und Flamme. Erstaunlich, dass der gemauerte Herd, vorerst nur in Grossküchen, knappe 200 Jahre alt sein soll. Ebenso erstaunlich das ökologische Argument zu seiner Einführung: Brennmaterial sparen war angesagt und vorerst nicht etwa Arbeitserleichterung für die guten Küchengeister. Die Technisierung des 19. Jahrhunderts machte eine schnelle Verbreitung der nunmehr im Kleinformat hergestellten Herde möglich und trug bedeutend zur bürgerlichen Wohn- und Familienkultur mit Betonung des «fleissigen Hausmütterchens» bei, so der Titel eines weit verbreiteten Haushalt- und Kochbuches, das viele Generationen von besseren (und anderen) Töchtern in die Kunst des Sparherdes und damit bürgerlich-asketischen Sparens und Verhaltens überhaupt einführte.

Die neue Lebensweise eignete sich ausgezeichnet zur Selbstdarstellung mittels des neuen Mediums der Fotografie, wie *Peter Herzog* darstellt. Allerdings wurde alsbald die Ehrlichkeit des Abbildes, die mit dem Apparat vermeintlich erstmals ermöglicht wurde, unterlaufen durch die Inszenierung des Abzubildenden. Überliefert ist uns also nicht, wie es war, sondern wie die Auftraggeber es gerne haben wollten. Erst mit der Vereinfachung der Kameras zur Handhabung durch jedermann trat jene Vielzahl von «Knipsern» auf, wie *Timm Starl* sie nennt, von denen unzählige Fotoalben bestehen. Die Knipser wurden geleitet von der Gewissheit, zugleich Auftraggeber, Hersteller und mehr oder weniger einzige Rezipienten der Bilder zu sein. Damit bekam das Fotoalbum einen erzählerischen Fluss und wurde zur biographischen Orientierung der privaten, bürgerlichen Lebensgemeinschaften. Was es da festzuhalten gab, versucht Starl statistisch auszuwerten. Originelle Kategorien werden gebildet, um das reiche Material (an die 500 Sammlungen) zu ordnen. Es wird vorerst nach Herstellung (eigene Aufnahmen, gekaufte Bilder) und Art der Aufbewahrung ausgewertet, erst dann folgt eine thematische Gliederung nach Themen, von denen Arbeit, freie Zeit und Krieg besonders bearbeitet werden. Die Beispiele an Bildmaterial und Tabellen zeigen eine Richtung, wie in Zukunft mit Fotosammlungen umgegangen werden kann, um im Sinne des Jubilars bürgerliche Lebensweisen mehr in die volkskundliche Forschung einzubeziehen und zu einem Bild vom Leben in modernen Gesellschaften mit möglichst wenig blinden Flecken zu kommen.

Diesem Ziel dient der ganze Band und wird ihm aufs beste gerecht.

Maja Fehlmann-von der Mühll

RUDOLF SCHENDA/INGRID TOMKOWIAK: Istorie bellissime. Italienische Volksdrucke des 19. Jahrhunderts aus der Sammlung Reinhold Köhlers in Weimar. Wiesbaden: Komm. Harrassowitz 1993. 150 S., Abb. (Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte, 5).

Der klar gegliederte und locker illustrierte Band versteht sich als «Baustein zu einem noch zu errichtenden kritisch-bibliographischen Gesamtgebäude der italienischen Volksliteratur», das wiederum nur Teil einer europäisch-vergleichenden Volksbuch-Bibliographie sein müsste, «welche die Eigenheiten, aber auch die Gemeinsamkeiten der nationalen Komplexe populärer Flugblätter und Heftchen aufzuzeigen hätte» (beide Zitate S. 19). Das Ziel steht der Autorin und dem Autor also klar vor Augen – wohl wissend, dass es so schnell nicht zu erreichen sein wird. Um so mehr muss ihnen die Feinarbeit an einem bescheidenen Baustein angerechnet werden, die sie hier leisten.

Arbeitsweise und Inhalt, auch die Umstände des Entstehens des Bandes stehen im Spannungsfeld nationaler und internationaler Wechselbeziehungen. So ermöglichte die Wiedervereinigung Deutschlands Forschungsbeziehungen zwischen Göttingen und Weimar, die in die systematische Aufnahme und Beschreibung von fast 200 Titeln der Sammlung Köhler, jener «selten reichen Sammlung italienischer Volksdrucke des 19. Jahrhunderts» (S. 7), mündeten.

Reinhold Köhler, geboren in Weimar von einer Mutter, die als gute Märchenerzählerin galt, wurde von seinen Kollegen dank seiner Belesenheit als wandelnde Enzyklopädie bezeichnet. Als Bibliothekar entwickelte er wie die meisten seiner zeitgenössischen Kollegen eine spätromantisch-konservative Haltung, die er durch selbstbewusste Anmerkungen in seinen zahllosen Rezensionen von Märchensammlungen und Volkserzählungen zum Ausdruck brachte. Nach seinem tödlichen Sturz von einer Bibliotheksleiter sorgte nicht ein Hauptwerk, sondern seine bedeutende Privatsammlung an Büchern dafür, dass sein Andenken nicht in Vergessenheit geriet. Darunter befindet sich eine Sammlung italienischer Einzeldrucke in zehn Bändchen. Die Korrespondenz mit Emilio Teza, einem Kollegen aus Bologna, die ebenfalls in Weimar erhalten und zugänglich ist, führt zu den Quellen dieses Fundus'. Schenda und Tomkowiak stellen die beiden Gelehrten und Liebhaber populärer Werke in die lange bibliographische Wissenschaftstradition, die mit der Aufklärung beginnt und beispielsweise über Pitrè vorläufig bis zum vorgelegten Band sich fortsetzt. Ebenso alt, wenn nicht älter, ist die Tradition, Volksliteratur als vom Volk fürs Volk geschaffen zu halten. Auch in dieser langen Kette stellen Köhler und Teza nur zwei Glieder dar, wie Schenda und Tomkowiak mit zahlreichen Namen und Zitaten belegen. Gerade aus Italien wurde der Topos der *Cantastorie* von Reisebericht zu Reisebericht übernommen.

Schenda und Tomkowiak legen unmissverständlich dar, dass noch zu Lebzeiten Köhlers mehr als die Hälfte der Italienerinnen und Italiener Analphabeten waren und in einer ortsgebundenen dialektalen Kultur der Mündlichkeit und des praktischen Wissens lebten. Die sogenannte Volksliteratur sei nur insofern volkstümlich, als sie breit genützt und bekannt in der im 19. Jahrhundert zahlenmässig immer wichtiger werdenden Schicht des gehobenen und mittleren Stadtbürgertums wurde – derjenigen

Schicht oder demjenigen Teil des Volkes also, welchem die davon Schwärmenden selbst angehörten. Dennoch glauben Schenda und Tomkowiak vier Faktoren ausmachen zu können, welche den hohen Grad an Volkstümlichkeit der nachfolgend behandelten Drucke für Italien belegen: 1. Es handelt sich um Motive, die seit mehreren Jahrhunderten, zum Teil seit dem Trecento tradiert werden. 2. Die weit verbreiteten Editoren verwenden diese Texte als frei verfügbares, dem Volke gehörendes Kulturgut. 3. Die Stoffe werden vorwiegend semiliterarisch durch WanderhändlerInnen und MarktkünstlerInnen verbreitet. 4. Die Inhalte «kommen allgemeinen Erwartungshaltungen entgegen, ...sie befriedigen Wünsche, beflügeln Träume, ermuntern utopische Hoffnungen..., stabilisieren aber auch althergebrachte Meinungen, Einstellungen und Vorurteile» (S. 17).

Dem ausführlichen, wenn auch nur zehnseitigen Einführungstext folgen gut 100 Seiten bibiliographierter Beschreibungen von Libretti/Heftchen, denen eine dreiseitige Lese- und Arbeitsanleitung vorangestellt ist. Den Libretti folgen weitere sieben Seiten Beschreibungen von *Fogli volanti*. Total sind 191 Druckerzeugnisse erfasst. Vom Anhang seien die vorbildlich angelegten Register erwähnt: je eines nach Verlegern, Verlagsorten und Autoren sowie ein weiteres nach Lied- bzw. Gedichtanfängen. Bleibt dem ausgezeichneten Werkzeug nur noch zu wünschen, dass es oft zum Einsatz komme, um dem löblichen Ziel von Schenda und Tomkowiak näherzukommen, nämlich das Gebäude einer europäischen Kulturgeschichte zu errichten. *Maja Fehlmann-von der Mühll*

BARBARA WOLBERT: Der getötete Pass. Rückkehr in die Türkei. Eine ethnologische Migrationsstudie. Berlin: Akademie Verlag 1995. 192 S. (Zeithorizonte, 3).

Barbara Wolbert widmet sich den Biographien von Migrantinnen und liefert damit einen jener noch raren Beiträge zum aktuellen Migrationsgeschehen, von dem bekannt ist, dass es weltweit mehr Frauen als Männer betrifft, das aber im Alltagswissen und in der bürokratischen Handhabung überwiegend als Männerangelegenheit oder bestenfalls als Problem von Familienvätern definiert wird. Mit Recht hat die Autorin daher die Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Förderkommission Frauenforschung des Berliner Senats genossen.

Als Material dienten ihr Beobachtungen und Gespräche mit siebzehn Türkinnen, die als Migrantinnen der ersten Generation ab 1960 jahrelang, teils mit Unterbrüchen, in Grossstädten der Bundesrepublik gelebt hatten und Anfang der 1990er Jahre aus verschiedensten Gründen (bis auf eine Ausnahme) endgültig in die Türkei zurückgekehrt sind. Die Mehrzahl war alleine ausgewandert, hat in Deutschland geheiratet, dort Kinder bekommen und auch ein Stück weit grossgezogen. Der Aufenthalt in der Fremde erstreckte sich also für alle über einen sehr wichtigen Lebensabschnitt. Die Selbstdarstellungen der Türkinnen (ursprünglich für Radiosendungen konzipiert) fallen dementsprechend selbstgefällig und episch aus. Wolbert versteht es, feinfühlig mit ihren Interviewpartnerinnen umzugehen und ihre Aussagen als «Ver-Dichtung» zu interpretieren. Ebenfalls beeindruckend gut gelingt ihr das Dabeisein, dann die Beschreibung und Interpretation des *gün*, jenes Kaffeekränzchens auf türkisch, das reihum in den Salons eines beschränkten Freundinnenkreises abgehalten wird.

Anhand dieses subtil gesammelten Rohmaterials stellt Wolbert gute Fragen, so z. B. nach sozialem Auf- und Abstieg, nach Gleichstellung und Ungleichheit oder die Frage nach der Auswirkung der Dynamik in der eigenen Familie auf den Entschluss zur Rückkehr und die Gestaltung der Integration in der Heimat. Sie kommt zum Schluss, dass die Rückkehr die Kunst des Unsichtbarmachens, des Verschliessens und Begrenzens sei. Ob damit, wie sie es verspricht, in jedem Fall deutlich wird, «was es heisst, zurückzukehren» (S. 112), wage ich zu bezweifeln.

Ebenfalls einige Zweifel habe ich, ob für die Lesenden die Vermengung von wissenschaftlicher Analyse, von Beobachtungen und Erzählgut aus der guten Stube einsichtig genug wird. Das Rohmaterial wird im Band ausführlich wiedergegeben, was bei mir den Eindruck hinterlässt, die Autorin wolle aus einer uneingestandenen Verpflichtung ihren Interviewpartnerinnen gegenüber diese möglichst direkt zu Wort kommen lassen. Dies mag eine Hypothek des ursprünglichen Zwecks sein, die Gespräche zur Ausstrahlung am Radio zu verwenden. Von derselben Einstellung scheint auch der Titel des Bandes mit der Redewendung vom «getöteten Pass» für den endgültigen Verzicht auf Re-Emigration zeugen. Dieses demonstrative *going native* steht im Gegensatz zum theoretischen Rahmen, den Wolbert aus der französischen und angelsächsischen Literatur darum herum zu konstruieren versucht. So stellt sie einen Bezug her vom Pass zu van Genneps *rites de passage*, unterstellt die Überlebensstrategien der Migrantinnen Bourdieus These, wonach bei der Reintegration im Herkunftsland ökonomisches in soziales Kapital umgewandelt wird, dann arbeitet sie wieder mit Ruth Mandels Rückkehrmythos oder kommen-

tiert die Interviews und die arrangierten Interviewsituationen nach Turners Ritual-Theater-Konzept. Ein Entscheid, ob aus dem «getöteten Pass» ein dokumentarischer Band oder der Versuch einer neuen Migrationstheorie werden sollte, hätte hier Klarheit geschaffen und letztlich den betroffenen Migrantinnen (und weiteren Migranten) wohl mehr genützt. *Maja Fehlmann-von der Mühll*

LUDGER HEUER: Ländliche Friedhöfe in Unterfranken. Hg.: Reiner Sörries; Zentralinstitut für Sepulkralkultur, Kassel. Dettelbach: Röll 1995. 428 S., 160 Abb. (Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, 6).

Die von Ludger Heuer an der Julius-Maximilian-Universität zu Würzburg vorgelegte, volkskundliche Dissertation «Ländliche Friedhöfe in Unterfranken» ist eine regionalgeschichtliche Studie, die erstmals die Entwicklung der ländlichen Friedhöfe und ihre Einbindung in den dörflichen Alltag untersucht. Die umfangreiche Arbeit dehnt den eigentlichen Untersuchungszeitraum von 1800–1950 immer wieder auf das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit aus, um die Entstehungsgeschichte der Friedhöfe und ihrer architektonischen Ausstattung zu dokumentieren. Schwerpunkt der Untersuchung ist die Erfassung der baulichen Substanz der Friedhöfe, ihre Entstehungsgeschichte und ihr Erscheinungsbild sowie ein vergleichsweise kurzes Kapitel über den Grabmalbestand des 19. und 20. Jahrhunderts.

Heuer, der selbst über 500 Friedhöfe besuchte, erstellt ein eindrucksvolles Inventar der Ölberge, Beinhäuser, Friedhofskanzeln und Arkaden, das die verschiedenen Bauten nach ihrer Entstehung und Funktion typisiert. So ist z. B. zwischen den katholischen Aussenkanzeln, die an Kirchen und Kapellen angebaut waren, und den protestantischen Freikanzeln zu unterscheiden. Letztere wurden in der Regel um 1600 errichtet und dienten der geistlichen Vermahnung der Lebenden bei den Begräbnisfeierlichkeiten. Die Arkaden, die in baulicher Beziehung zu den Kanzeln standen, deutet Heuer vornehmlich als Schutz der Trauergemeinde während der Predigt. Hierfür sprechen die in einigen Arkaden abgebildeten Kirchenbänke. Er geht aber nicht auf die m.E. wichtigere Funktion der Arkaden als privilegierte Grablege ein, obwohl dies durch eigene Fotos illustriert wird (Abb. 40, Arkade in Marktbreit). Denn kreuzgangartige Friedhofsarkaden finden wir auf den protestantischen Aussenfriedhöfen des 16. und 17. Jahrhunderts; sie dienten als repräsentative Grablegen prominenter und wohlhabender Bürger und haben in einigen Regionen Deutschlands, wie z. B. Thüringen, die protestantische Friedhofsarchitektur der frühen Neuzeit nachhaltig geprägt.

Den Friedhofsverlegungen, Standortfragen, der Trägerschaft und damit verbundenen Unterhaltsproblemen sowie juristischen Erörterungen ist der zweite grosse Abschnitt gewidmet. Heuer geht detailliert auf verschiedene Aspekte wie die Sepulturverbände, auf Finanzierungen und Bauverträge ein. Bei den Neuanlagen ausserörtlicher Begräbnisplätze folgt er der jüngeren Forschung, die zwei einschneidende Phasen unterscheidet: die protestantisch veranlassten Friedhofsverlegungen seit dem 16. Jahrhundert und die durch die Aufklärung hervorgerufene, medizinisch-hygienisch begründete Auslagerungswelle, welche das gesamte 19. Jahrhundert hindurch anhielt. Heuer belegt anhand zahlreicher Beispiele, dass die Anlage ausserörtlicher Begräbnisplätze in protestantischen Regionen auch in ländlichen Regionen schon im 16. Jahrhundert erfolgte. Er zeigt auch, dass sogar katholische Gemeinden hiervon nicht ausgenommen waren, wenngleich deren Aussenfriedhöfe meist nur temporär oder eine Ergänzung zu den eigentlichen Hauptfriedhöfen waren. Im 19. Jahrhundert folgt dann die unterfränkische Entwicklung der allgemeinen Tendenz zur Entfernung der Begräbnisplätze aus den Ortschaften. Ihr Erscheinungsbild, das zunächst durch planlose Belegungen, chaotische und ungepflegte Zustände gekennzeichnet war, unterscheidet sich kaum von dem zeitgleichen Bild zahlreicher städtischer Friedhöfe. Heuer erfaßt in diesem Kapitel akribisch die Ausstattung der Friedhöfe mit Kreuzen und Kruzifixen, Kreuzwegen, Kalvarienbergen und Gräberkreuzwegen, er erläutert deren motivgeschichtliche Bedeutung und klassifiziert sie in unterschiedlichen Tabellen z. B. nach Entstehungs- und Aufstellungsdatum, Konfession des Aufstellungsortes sowie den dargestellten Motiven. Überdies wird in Tabellen festgehalten, welche Kreuzwege noch erhalten oder abgerissen wurden. Gleiches wird für die Kapellentypen und ihre Verbreitung sowie die später errichteten Leichenhallen vorgenommen. Er befasst sich mit der Problematik der Bestattung von sozialen Randgruppen wie Selbstmördern, Duellanten, Ungetauften, Fremdkonfessionellen und Kirchensündern.

Ab 1856 ist eine Zäsur im unterfränkischen Friedhofswesen zu verzeichnen, als man mit Reformbestrebungen und Verordnungen versucht, dem erwähnten Chaos und den hygienisch bedenklichen Zuständen Herr zu werden. Mit Gräberverzeichnissen, Einführung des Reihenbegräbnisses, festgelegten Grabmassen, separierten Kindergräbern etc. suchte man die heute üblich gewordenen bestattungstechnischen Massnahmen durchzusetzen. So kann sich auch allmählich der Wandel von einem landwirtschaftlich genutzten zu einem gärtnerisch angelegten Zierfriedhof vollziehen. Auch bei diesen Aspek-

ten befindet sich die Entwicklung der ländlichen Friedhöfe im Gleichklang mit der Situation in den Städten, möglicherweise mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung.

Die Grabmalgestaltung in Unterfranken, urteilt man nach den Illustrationen im Text, scheint sich nicht grundlegend von der überregionalen städtischen Kultur und ihren Entwicklungslinien im 19. bzw. frühen 20. Jahrhundert zu unterscheiden. Die Frage nach der Tradition einer ausgeprägt regionalen, ländlichen Grabmalgestaltung und lokalen Handwerkertraditionen wird leider nicht gestellt. Heuer thematisiert im weiteren verschiedene Aspekte des Friedhofs- und Bestattungswesens wie die Friedhofsreformbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der er eine relativ geringe Durchsetzungskraft im ländlichen Unterfranken bescheinigt. Er schreibt über die Feuerbestattung, die in Unterfranken erst in der Mitte dieses Jahrhunderts eingeführt wurde und daher heute noch einen ausgesprochen niedrigen Anteil hat. Auch den jüdischen Friedhöfen ist ein eigener Abschnitt gewidmet.

Die Arbeit von Heuer zeichnet sich durch die Ausbreitung einer ungeheuren Materialfülle aus, die selbst dem fachlich versierten Leser manchmal etwas viel Geduld abringt. Seine Detailfreude und die Vorliebe für die Erfassung nahezu jedes architektonischen Gegenstandes in einer deskriptiven Statistik lässt gelegentlich die übergeordnete Fragestellung etwas aus dem Blickfeld geraten. Sein Verdienst ist es aber, viele Facetten der Friedhofsentwicklung vom 16. bis in das 20. Jahrhundert hinein beleuchtet zu haben. Die fast vollständige Erfassung der Friedhofsbauten und ihrer baulichen Substanz dürfte insbesondere für die Denkmal- und Heimatpflege und die Ortsgeschichte ein bedeutender Gewinn sein und manche Anregung bieten. Mit Hilfe dieser systematischen und fast lückenlosen Erhebungen wird eine Erweiterung und Korrektur mancher Inventarbände gut möglich sein. Bemerkenswert ist der von Heuer konstatierte relativ geringe Unterschied in der Entwicklung der ländlichen und städtischen Friedhöfe vor allem im 19. Jahrhundert. Damit muss die Volkskunde, die ja im allgemeinen der dörflichen Entwicklung ein grosses Beharrungsvermögen gegenüber Modernisierungen unterstellt, zumindest diesen Bereich differenzierter beurteilen. *Barbara Happe*

MOSÈ BERTONI: Le Case dei pagani. Riedizione annotata e commentata a cura di Peter Schrembs. Prefazione di Giuseppe Chiesi. Lugano: Edizioni La Baronata, 1996.

Nel «Bollettino storico della Svizzera italiana», la rivista voluta e diretta dallo storico ticinese Emilio Motta, uscì oltre un secolo fa – correva il 1883 – un articolo dal titolo singolare: *Le abitazioni dei Cröisch o Grebels o il paganesimo nella valle di Blenio.* A firmarlo era l'allora giovanissimo Mosè Bertoni (1857–1929), il naturalista bleniese noto ancor oggi come *«el sabio»* in Argentina e in Paraguay, mete di un'incredibile avventura umana da poco illustrata mirabilmente da Danilo Baratti e Patrizia Candolfi[4]. Peter Schrembs, che gà ebbe a tracciare qualche anno fa un profilo biografico dell'«anarchico bleniese»[5], ha ora ripubblicato per le Edizioni La Baronata il lontano articolo di Mosè Bertoni sulle cosiddette «case dei pagani». Edifici costruiti in prevalenza a picco sopra i villaggi del fondovalle, sempre in zone di difficilissimo accesso, secondo recenti indagini archeologiche condotte da Werner Meyer[6] e da Lukas Högl[7] risalirebbero ai secoli XI–XIII del medioevo. Se è da supporre che servissero da rifugi, ignote restano tuttavia le ragioni storiche legate al loro sorgere. Il mistero, unito all'antichità e all'ubicazione di queste costruzione, non ha mai cessato di accendere l'immaginazione anche in valle di Blenio, dove si contano una decina di questi edifici. Mosè Bertoni, quindi non fu certo il solo né il primo ad esserne contagiato. Fu invece il primo a tentare di dare veste scientifica alla fantasia, proprio nell'articolo ora riproposto da Schrembs; il quale opportunamente raccoglie attorno al testo bertoniano commenti, note, congetture, materiali attinti al folclore come agli studi storico-archeologici più recenti.

Non sono un addetto ai lavori. Non sta dunque a me dire quale valore scientifico possa ancora avere oggi quel saggio bertoniano uscito oltre un secolo fa sulle pagine del «Bollettino storico della Svizzera italiana». Di sicuro ebbe allora il merito di attirare per la prima volta l'attenzione del «mondo scientifico» non solo ticinese sul tema affascinante della presenza in Blenio di quelle enigmatiche costruzioni e dei miti proliferati attorno all'enigma – tuttora irrisolto – delle loro origini. Di sicuro si può aggiungere ancora che quello scritto ha oggi assunto valore di documento storico. Lo si può leggere come una fonte utile a conoscere il modo di pensare e di lavorare del giovane Bertoni alle prese con un mestiere che non era il suo: quello dello storico. Un modo largamente influenzato da una tendenza storiografica a quei tempi molto in voga: quella di riconoscere fondamento storico alle tradizioni orali. Tendenza di cui non solo Mosè ma, per restare in famiglia, anche il fratello Brenno sono stati assertori convinti. Il pensiero corre, ad esempio, alla lettura storica che i due Bertoni diedero della leggenda di Taddeo Pepoli, il podestà della valle ucciso, stando a Mosè, dal popolo in rivolta perché aveva osato esercitare il *ius primae noctis* su un'avvenente fanciulla di Ludiano.

È sotto questa luce culturale di fine '800 che forse gioverebbe rileggere l'articolo di Bertoni sulle case dei pagani. Giuseppe Chiesi, nella sua prefazione avvincente, menziona i lacci ideologici che indirizzavano la riflessione bertoniana verso accenti anticlericali ben datati. A mio avviso il lavoro di Mosè sulle «case dei pagani» è condizionato, in maniera ancora più marcata e più immediata, proprio dalla convinzione dell'autore che le leggende hanno un fondamento storico. Nasce da questa sorta di paradigma la spiegazione dell'origine delle «case dei pagani» che Bertoni propone come verità «chiara ed indiscutibile» (sono parole sue). Ridotto all'osso, il suo scritto oggi sembra essere soprattutto un tentativo – condotto con le armi della retorica, più che con l'argomentazione scientifica – di dimostrare che la tradizione orale ha sempre ragione.

Le leggende che circolavano in valle riferiscono che in quelle strane costruzioni aggrappate alle rocce abitassero dei miscredenti che venivano giù di notte nei paesi sottostanti a rapire i bambini dei cristiani. Il popolo le chiama «case dei pagani», «ca' di cröisch». Questo basta, in sostanza, a convincere il Bertoni che quegli edifici non potevano essere altro che i rifugi di sparuti gruppi di pagani inveterati, emarginati da una società diventata nei loro confronti ostile, essendo passata (tardi) al cristianesimo.

Oggi sappiamo che quelle costruzioni non risalgono più indietro del secolo XI. Da profano in materia di storia della cristianizzazione non saprei dire se questa collocazione cronologica sia o no conciliabile con la spiegazione bertoniana. Credo invece di sapere che il motivo del rapimento dei bambini ricorre in numerose fiabe che hanno avuto grande diffusione territoriale. Nel mondo cattolico post tridentino la circolazione di queste favole è d'abitudine indizio della percezione, da parte del clero e dei credenti, di pericoli collettivi per la fede, da cui si vuole mettere in guardia la parte del consorzio religioso ritenuta più debole e più esposta; ossia, i giovani. Pericoli sovente connessi all'intrusione nello spazio sociale di fattori estranei, persone o idee nuove o diverse. La diffusione del motivo del ratto dei piccoli fedeli da parte di creature inconsuete, per quel poco che se ne sa, sembra non a caso conoscere una fioritura vigorosa in tutto il mondo rurale europeo con l'affermarsi della Rivoluzione francese.

Non è da escludere a priori che le favole raccolte da Mosè Bertoni in valle di Blenio, quasi fossero l'eco viva di una tradizione orale plurisecolare, si riallaccino invece a questo proliferare, molto più recente, di sinistri racconti, forse suggeriti dal clero, originati dal successo della Rivoluzione; un successo percepito come un'insidia oscura per il credo religioso. La preoccupazione per l'infanzia, che tra l'altro traspare da quelle leggende bleniesi, è del resto una componente moderna del sentire collettivo, se dobbiamo credere agli storici delle mentalità. Per quanto ne sappia, non abbiamo comunque nessuna attestazione del motivo fiabesco del rapimento infantile in valle di Blenio prima dell'800. D'altro canto, è ben difficile credere che le circostanze storiche del sorgere delle case dei pagani si siano tramandate fedelmente in forma orale fino all'altro ieri. Questo solo per dire che anche per i nostri antenati bleniesi del secolo scorso, gli stessi dalla cui viva voce il Bertoni ascoltò le leggende, si trattava di edifici dalle origini ignote e misteriose.

Proprio il fascino del mistero serve a capire, forse meglio di qualunque altra considerazione, perché mai le leggende popolari si siano impadronite delle case dei pagani. È risaputo che la leggenda cerca costantemente degli appigli nel mondo reale, in grado di legare il fantastico a un contesto concreto di immediata evidenza. E li va a cercare di preferenza proprio in quegli angoli del mondo che maggiormente intrigano o incantano. Riesce davvero difficile immaginare qualcosa di più intrigante di quei misteriosi edifici pressoché inaccessibili, appesi quasi fuori dal tempo sulle rocce a strapiombo sopra i villaggi del fondovalle. Cosa, meglio di quei ruderi inquietanti e affascinanti al contempo, si presterebbe a dare corpo all'immaginario, dotando di abitazioni reali, sotto gli occhi di tutti, quegli esseri fantastici chiamati a impersonare una minaccia impalpabile, che veniva da fuori per incombere da vicino sul paese e sul suo credo?

Per concludere queste divagazioni. Può sembrare uno scherzo dell'ironia che anche Mosè Bertoni – *«el sabio»* per antonomasia – abbia finito in qualche modo per credere, come un bimbo, alle fiabe sulle «case dei pagani». Ma forse questa è solo la conferma che anche l'ingenuità e l'innocenza fanno parte delle virtù dei saggi.

Stefano Bolla

[1] D. Baratti/P. Candolfi: L'arca di Mosè. Biografia epistolare die Mosè Bertoni 1857–1929. Bellinzona 1994.

[2] P. Schrembs: Mosè Bertoni. Profilo di una vita tra scienza e anarchia. Lugano 1985.

[3] W. Meyer: «Tessiner Grottenburgen», in: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins, Nr. 3, 1968.

[4] L. Högl: Burgen im Fels. Olten 1986.

KLAUS P. HANSEN: Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen/Basel: Francke 1995. 221 S. (UTB, 1846)

Klaus P. Hansen, Professor an der Universität Passau, erarbeitete diese Einführung, nachdem zu Beginn der 1990er Jahre an der Universität Passau ein neuer Studiengang, die Landeskunde, eingeführt wurde und er in diesem Rahmen eine Einführungsvorlesung zum Thema Kultur hielt. Deshalb ist dieser Band vornehmlich an StudienanfängerInnen gerichtet. Weil Hansen einen interdisziplinären Ansatz wählt, sind Studierende verschiedener Fächer, sei dies nun Anthropologie, Ethnologie, Volkskunde, Soziologie, Literaturwissenschaften oder eben die Landeskunde, angesprochen. Um den Studierenden die Materie zu erleichtern, arbeitet Hansen oft mit Beispielen aus dem studentischen oder dem klischierten Alltag der Deutschen, die einleuchtend und witzig sind – und dies nicht nur für StudienanfängerInnen.

Was den Band über den Kreis der Studierenden hinaus interessant macht, ist einerseits Hansens Fähigkeit, theoretische Positionen innerhalb der Kulturwissenschaften klar darzustellen, andererseits seine radikale Ablehnung der Angeborenheitsthese, die eine Auseinandersetzung mit den neusten Erkenntnissen der Hirnforschung verlangt. Ersteres erlaubt die Überprüfung der eigenen Position, letzteres entweder die Revidierung oder die Relativierung von veralteten Annahmen.

Hansen beginnt seine Einführung mit Überlegungen zum Kulturbegriff. Die Kulturwissenschaften müssen mit einem wertneutralen, beschreibenden Kulturbegriff arbeiten. Kultur meint hier Bräuche, Sitten, Manieren, Religion etc., wobei der Alltag miteinbezogen wird, da die Gesamtheit der Gewohnheiten eines Stammes oder Volkes im Vordergrund steht. Der Begriff Kultur verweist implizit auf seinen Gegenbegriff, den der Natur. Dem Verhältnis von Kultur und Natur, insbesondere dem Menschen in seiner Doppelrolle als Naturwesen und Kulturträger, widmet sich der Autor im zweiten Kapitel. Er zeichnet die kulturwissenschaftliche Diskussion nach, die seit 100 Jahren darüber streitet, ob der Mensch (eher) von seiner biologischen Natur oder der Kultur seines Sozialisationsmilieus geprägt oder gar determiniert sei. Hansen schlägt vor, dass die Kulturwissenschaften statt einer Entweder-oder- eine Sowohl-als-auch-Diskussion führen sollten. Das Verhältnis von Natur und Kultur sei keine Addition, sondern eine Interaktion, ein Verhältnis von Material und Ausführung. Dabei stützt sich Hansen auf neueste Ansätze aus der Hirnforschung, die das Gehirn nicht mehr nach Funktionen einteilt, sondern davon ausgeht, dass lediglich die Neuronen und ihre Anzahl angeboren sind. Im Laufe des Heranwachsens vernetzen sich die Neuronen je nach den individuellen Lebensumständen und erhalten erst in diesem Prozess ihre Funktionen. Die zurzeit beste Möglichkeit, den Stellenwert der Kultur angemessen zu beschreiben, stelle die «dichte Beschreibung» des Kulturtheoretikers Clifford Geertz dar.

Weiter beschäftigt sich Hansen mit den Grundelementen der Kultur. Gemeint sind damit Gewohnheiten, die von einer Mehrheit praktiziert werden – im Gegensatz zu den Gewohnheiten eines Individuums. Um diese Unterscheidung auch begrifflich zu leisten, verwendet Hansen dafür den Ausdruck «Standardisierungen», die neben den materiellen und geistigen Leistungen eines Kollektivs das Phänomen Kultur umfassen. Ein Kollektiv und damit auch seine Kultur basiert auf Kommunikation und Handlung, die es konstituieren. Insbesondere die Standardisierungen der Kommunikation (Zeichen und Sprache), aber auch die Standardisierungen des Denkens, Empfindens und des Handelns werden von Hansen sorgfältig herausgearbeitet und die entsprechenden Theorien diskutiert.

Wo aber bleibt da das Individuum, wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv? Hansen geht von einem dialektischen Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv aus und entwirft ein Szenario, das die Prägung des Individuums durch die Kultur, oder besser die Prägung durch verschiedene Kollektive, aufzeigen soll: Vier Mitglieder eines Passauer Tennisclubs, zwei Männer und zwei Frauen, treffen sich nach dem gemischten Doppel im Clubhaus zum Café. Später gesellt sich ein amerikanischer Austauschstudent zu der Gruppe und nimmt am Gespräch teil. Die fünf (fiktiven) Personen kommen aus verschiedenen Nationen oder unterschiedlichen deutschen Regionen, gehen verschiedenen Berufen nach, sind männlich oder weiblich, haben unterschiedliche politische Meinungen und Wertvorstellungen und gehören verschiedenen Religionen an. Gemeinsam ist ihnen die Freizeitbeschäftigung Tennis, und alle, mit Ausnahme des Studenten, sind zwischen 30 und 40 Jahre alt. Hansen lässt die Gruppe über private und politische Themen sprechen, schildert zudem Kleidung, Accessoires und das Tischverhalten, um aufzuzeigen, durch welche Kollektive die Personen geprägt sind. Um aber nicht den Eindruck eines kulturellen Determinismus aufkommen zu lassen, diskutiert Hansen im Anschluss an dieses Szenario die Freiwilligkeit gegenüber dem «Eintritt» eines Individuums in ein bestimmtes Kollektiv. Besteht beispielsweise bei der Wahl des Geschlechts oder der Generation (fast) keine Freiwilligkeit, ist die Wahlmöglichkeit in der Gestaltung der Freizeit gross. Vor allem in der westlichen Welt und in der heutigen Zeit (diese Eingrenzung nimmt Hansen allerdings nicht vor) stellt

Kultur keinen Zwang dar, sondern haben Normierungen und Standardisierungen Angebotscharakter: «Trotz aller Normierung, die nun einmal Kultur konstituiert, konnten Freiheit, Individualität und Kreativität gerettet werden» (S. 141). In diesem Zusammenhang möchte ich allerdings auf Pierre Bourdieus «Die feinen Unterschiede» hinweisen, die die ökonomischen Einflüsse miteinbeziehen und dadurch zum von Hansen abweichenden Resultat gelangen, dass die Wahlmöglichkeiten der Individuen gegenüber kulturellen Angeboten stark eingeschränkt sind.

Im letzten Kapitel setzt sich Hansen mit den Aufgaben einer zukünftigen Kulturwissenschaft auseinander. Er stellt für das zu Ende gehende 20. Jahrhundert ein neuerwecktes Interesse an der Kultur sowohl im ökonomischen Bereich (Globalisierung) als auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften fest. Inwiefern dieses Interesse die Kulturwissenschaften befruchten kann, ist unklar. Einen deutlichen Gewinn für die Kulturwissenschaften stelle aber der Konstruktivismus dar: «Eindeutig lässt sich dieses allerdings vom Wissenschaftsparadigma des Konstruktivismus behaupten, das sich zurzeit international und interdisziplinär formiert.» Der Konstruktivismus gehe von derselben Prämisse aus wie seine eigene Darlegung der Kulturwissenschaft, nämlich «... dass wir unsere Lebenswirklichkeit selbstherrlich und imaginativ erzeugen» (S. 171). Neu an diesem philosophischen Konzept, das er als «kopernikanische Wende des menschlichen Denkens» bezeichnet, ist die Ablehnung von metaphysischen, ontologischen oder anderen festliegenden Grössen, die den Menschen oder das Kollektiv vorbestimmen. Die konstruktivistische Prämisse betont demgegenüber die Freiheit und die Selbständigkeit des Menschen. Nicht dass der «radikale Konstruktivismus» – auf diese spezielle Ausprägung des Konstruktivismus verweist Hansen in der Literaturangabe, die er zur Einführung empfiehlt («Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus», hg. von Siegfried S. Schmidt, Frankfurt 1987) – bereits die Antworten auf kulturwissenschaftliche Fragen bereit hielte – im Gegenteil: mit diesem neuen philosophischen Paradigma soll zukünftig in den Kulturwissenschaften gearbeitet werden. Dem Konstruktivismus nahestehend ist die Kultursemiotik (z.B. Geertz, Clifford, Hitzler), die, so Hansen, wenn sie den semiotischen Kulturbegriff «auf wirklich dialektische Weise» (S. 217) anwendet, der Ausgangspunkt sein könnte sowohl für die theoeretische Weiterentwicklung als auch für eine neue Forschungspraxis in den Kulturwissenschaften.

Danièle Lenzin

URSULA BRUNOLD-BIGLER/HERMANN BAUSINGER (Hg.): Hören Sagen Lesen Lernen. Bausteine zu einer Geschichte der kommunikativen Kultur. Festschrift für Rudolf Schenda zum 65. Geburtstag. Bern/Frankfurt a.M.: Peter Lang 1995. 822 S., Portr.

Dem kürzlich emeritierten Professor auf dem Lehrstuhl für Europäische Volksliteratur in Zürich ist die vorliegende Festschrift gewidmet. Mit Volksliteratur im «klassischen» Sinne hat diese Sammlung über eine weitgefächerte kommunikative Kultur in schriftlicher, mündlicher und ikonographischer Form weniger zu tun. Gleichwohl werden die seit der Aufklärung und vor allem seit der Romantik «verbuchten» Gattungen der Volksliteratur: Lied, Märchen, Sage, Legende (und Witz) nicht ausgeklammert, wenn auch die Schwerpunkte des Interesses verschoben sind: Nicht die Gattungstheorie (wohl aber Aspekte ihrer Geschichte) und nicht die stabilen «Geistesbeschäftigungen» sowie «archetypische Themen» interessieren, sondern die sich historisch neu angepassten Aussagen und Funktionen, das heisst: die Wandlungen. Im Blick- und Mittelpunkt steht nicht ein kanonisches Textkorpus – man hat möglicherweise das Gefühl, auf diesem Gebiet sei schon alles gesagt worden –, sondern die jeweiligen soziokulturellen, ja gewissermassen «politischen» Funktionen des Kommunikationsaktes. Und bei den verschiedenen Textsorten gewinnt ihre Rezeption in anderen Medien, in der Kritik, im Kommerz an Wichtigkeit – kurz: es geht hier sehr oft um eine neue «Biologie des Erzählens». Dies gründet u. a. in den gewandelten Voraussetzungen und im gewandelten Selbstverständnis der historischen und volkskundlichen Erzählforschung, das durch ein Misstrauen gegenüber der «Mystifikation des Findens im Volksmunde» (Wolfgang Brückner) bestimmt ist.

Es sei gleichwohl erlaubt zu bedauern, dass bei dieser Forschungslage die Märchenpflege hier völlig ausgeklammert bleibt, wie ja das moderne Erzählen überhaupt selten Gegenstand der heutigen Kulturforschung ist (vgl. jedoch etwa den internationalen Kongress 1989 in Paris: «Le Renouveau du conte»!). Und doch ist modernes Märchenerzählen nicht nur eine Angelegenheit gebildeter Damen (und Herren!) am Kaminfeuer, sondern bereits eine weltweite Erscheinung mit untersuchungswürdigen Motivationen und Daseinsformen. Sie hat u.a. therapeutische, kognitive und offenbar sinnstiftende Funktionen.

Es ist ferner zu bedauern, dass aus Ost- und Südosteuropa bloss zwei Verfasserinnen vertreten sind, hätte doch ein Blick, der nicht so einseitig «westlich» orientiert ist, vielleicht etwas Ergänzendes zur Entstehungsgeschichte volksliterarischer Erzählgattungen und zu den Spuren noch lebendiger traditioneller Mündlichkeit entdecken können.

Wenn jedoch hier auch nicht die vielleicht tatsächlich allzusehr strapazierten volksläufigen Gattungen im Mittelpunkt stehen, so entspricht die dargebotene Vielfalt menschlicher Kommunikationswege und -arten dringenden Bedürfnissen. Das Buch versteht sich als Sammlung von «Bausteinen», und dies impliziert auch eine Anregung zum Weitersuchen, zum Sich-Freimachen für neue Blicke in neue Richtungen.

Gerecht werden kann man diesem 822 Seiten schweren Buch – das auch ausgezeichnete Register von insgesamt 37 Seiten enthält! – auf so kleinem Platz freilich nicht. (Vgl. zur Ergänzung die ebenfalls nur einzelne Aspekte berücksichtigende Rezension der Unterzeichneten in: Märchenspiegel, Mai 1996). Gleichwohl sollen hier einige Schwerpunkte, ausser den schon erwähnten, namhaft gemacht werden:

Autobiographie, Schriftliches Erzählen, Abschiedsgedichte von Arbeitern: Kreativität «von unten» wird erforscht, ohne die tragenden Unterschichten romantisch zu verklären; Enthüllung von Machtstrukturen und Vorurteilen im Spiegel von Folter, Erpressung und Pädagogik (!), aber auch unbeschwertere Themen wie Volkskabarett und Fotografie. Faszinierend ist das «weite Feld» einer allgemein beliebten Kommunikationsart: der «Gespräche auf Spaziergängen». Musik und Literatur für das Volk, Folklorisierung von Geschichte, «Fakelore» und Volksfrömmigkeit: auch diese unausschöpflichen Themen sind vertreten, ferner: Ratgeber, Kolportage und Anekdote; Fragen der konfessionellen und nationalen Identität bzw. die solche stiftenden Medien. Neben dem zentralen thematischen Schwerpunkt der Wechselwirkung zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit (oder im Zusammenhang damit) noch ein faszinierendes Thema: die gut vertretene Leseforschung.

Dem thematischen Reichtum, der Vielfalt der behandelten Textsorten und Medien (nicht alles konnte hier erwähnt werden, Namen wurden zudem wegen der grossen Anzahl der Beiträger absichtlich nicht genannt) entspricht auch eine lange thematische Zeitspanne: Der Schwerpunkt liegt zwar etwa zwischen dem 17. und dem 20. Jahrhundert, doch der Weg führt die Studierenden dieser gewichtigen Festschrift von Odysseus bis zu James Bond. *Katalin Horn*

WEGE NACH EUROPA. Ansätze und Problemfelder in den Museen. 11. Tagung der Arbeitsgruppe Kulturhistorischer Museen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 4.–8. Oktober 1994. Red.: Dagmar Neuland-Kitzerow, Irene Ziehe. Berlin: Staatliche Museen zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz 1995. 150 S., Ill.

Der Fall der Berliner Mauer vor nunmehr acht Jahren hat neben der politischen Zäsur und den damit zusammenhängenden grundlegenden Veränderungen in Osteuropa ohne Zweifel auch kulturelle Folgen und Auswirkungen – welcher Art auch immer – auf die europäische Museumslandschaft. Als erstes grosses Projekt wurde in Berlin die Zusammenführung der über vier Jahrzehnte geteilten Museumsbestände des Museums für Volkskunde (Berlin Ost) und des Museums für Deutsche Volkskunde (Berlin West) in einem Museum für Volkskunde bei den Staatlichen Museen zu Berlin – Stiftung Preussischer Kulturbesitz an die Hand genommen. Gleichzeitig wurden bereits vorhandene Pläne weiterbearbeitet, die einen Zusammenschluss der deutschen volkskundlichen und der europäischen völkerkundlichen Sammlungen zu einer Institution vorsehen. Das Ziel dieses gemeinsam gestalteten Museums ist die Präsentation ethnischer Kulturen im Vergleich, und darüber hinaus die Verdeutlichung der Folgen und Ergebnisse von Kulturbegegnung und Kulturwandel.

Dieses ambitiöse Grossprojekt war Anlass, die 11. Tagung der Arbeitsgruppe Kulturhistorischer Museen der DGV in Berlin durchzuführen, um die Museumspläne der Berliner Museumsverantwortlichen vor Ort mit FachkollegInnen zu diskutieren und deren kritische Hinweise in die konzeptionelle Arbeit einfliessen zu lassen. Unter dem Titel «Wege nach Europa. Ansätze und Problemfelder in den Museen» wurden VertreterInnen aus Museen verschiedener europäischer Länder zu dieser Tagung eingeladen, da ähnliche Konzepte auch andernorts diskutiert werden und überdies im heutigen europäischen Umfeld vermehrt nicht nur Kontaktaufnahme, sondern auch Zusammenarbeit gefordert ist.

Vom Tagungsort und -thema her stand der Beitrag von *Erika Karasek* und *Elisabeth Tietmeyer* zur Planung und Konzeption eines Museums Europäischer Kulturen im Zentrum. Als interessantes Pla-

nungsinstrument diente den Konzeptverantwortlichen eine Probeausstellung im Museum für Volkskunde, mit der Strukturen herausgearbeitet, Gemeinsamkeiten, Vielfalt, Verschiedenheiten und Verflechtungen europäischer Kulturen aufgezeigt wurden. Sie diente so als Probelauf für eine künftige Basisausstellung des europäisch orientierten Museums. Erfreulich und bemerkenswert zugleich ist die Tatsache, dass im neu entstehenden Museum die Sammlungstraditionen sowie die z.T. unterschiedlichen wissenschaftlichen Denkansätze von Ethnologie und Volkskunde, kurz: die unterschiedlichen «Haustraditionen» der beiden zu fusionierenden Institutionen, bereits im Konzeptansatz gebührend mitberücksichtigt werden. Mit der Ausstellungsreihe «Wege nach Europa» soll dieser Zusammenschluss in den nächsten Jahren begleitet werden. Bereits die erste Ausstellung in dieser Reihe: «Schottenrock und Lederhose. Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees», hat nach *Ulrich Nussbeck* gezeigt, dass eine grundlegende Neuorientierung der Sammlungskonzeption notwendig ist. Zudem wurden sehr schnell die Grenzen des Inventarisierungs- und Katalogisierungssystems offenbar. Damit zusammenhängend tauchte einmal mehr ein langgehegter Wunsch nach einer Vernetzung der Bestandskataloge der im europäischen Rahmen sammelnden Institutionen auf.

Eine Vernetzung in der Organisation der ethnographischen Museen erscheint auch *Martine Jaoul* (Musée National des Arts et Traditions, Paris) wichtig. Durch einen Austausch von Informationen verschiedenster Art wird es ihrer Meinung nach möglich werden, eine Erwerbungspolitik der gegenseitigen Ergänzung aufzubauen – zumindest auf regionaler und nationaler Ebene.

Im angestrebten «Netzwerk der europäischen Volkskundemuseen» wird das Österreichische Museum für Volkskunde, Wien, nach Ansicht von *Klaus Beitl* eine Brückenfunktion zu den Ländern Ost- und Südeuropas einnehmen. Die wechselvolle Geschichte des Hauses, dessen Ausgangsorientierung in der Spätzeit der Donaumonarchie, aber vor allem die über 20jährige Erfahrung internationaler Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Ausstellungswesens und des Wissenschaftleraustausches zwischen Österreich und den erwähnten Ländern prädestinieren das Wiener Museum geradezu für diese Aufgabe.

Ein weiteres, vielversprechendes Ausstellungsprojekt mit dem Titel «Ein Haus in Europa» wird von *Udo Gösswald* (Heimatmuseum Neukölln) vorgestellt. Die Geschichte eines Hauses soll anhand der BewohnerInnen-Biographien, deren Verhältnis zum Wohnumfeld und der Aufarbeitung der Geschichte des Stadtviertels erforscht werden. Das Heimatmuseum Neukölln beschreitet dabei (wie üblich) museumsmethodisches Neuland. So soll eine «Nachbarschaftskonferenz» die Forschungsarbeit begleiten, aktuelle Entwicklungen im Wohnbezirk einbringen und den Erfahrungsaustausch zwischen den Generationen fördern.

Einem eher ungleichen Dialog zwischen Völkerkunde und Volkskunde ist der Beitrag von *Sarah Posey* vom Britisch Museum, London, gewidmet, wo vor kurzem eine Kuratoriumsstelle für die – im Vergleich zum ganzen Museum – rudimentäre europäische Sammlung geschaffen wurde. Im Gegensatz zum British Museum besteht die «Abteilung Europa» des Museums der Kulturen Basel (ehemals Völkerkundemuseum Basel) seit rund 90 Jahren. *Dominik Wunderlin* skizziert in seinem Beitrag die Geschichte des Hauses sowie dessen Sammlungsstrategien. Anhand eines besonders erfolgreich verlaufenen Ausstellungsunternehmens zeigt er zudem auf, welche Möglichkeiten sich einem Museum bieten, das im europäischen Kontext sammelt und dabei auch die kulturellen Besonderheiten sozialer Schichten und Ethnien nicht ausser acht lässt.

Am Beispiel der Sorben, die als slawische Minderheit in der Lausitz im Osten Deutschlands leben, stellt *Elka Tschernokoshewa* ihre spezifischen Fragen zur Ethnizität: «Was bedeutet es, wenn jemand sich heute ethnisch definiert? Wann und warum tut er es? Wann und für wen ist Ethnizität wichtig? Wie und wofür wird Ethnizität eingesetzt?» Dabei stellt sie fest, dass das Sorbische Museum in seiner Dauerausstellung unmittelbar mit dem gängigen Ethnizitätskonzept der Sorben korrespondiert, welches aus den drei Säulen gemeinsame Geschichte und Abstammung, Brauchtum und Trachten sowie Sprache und Literatur besteht. Bei der Beantwortung der eingangs gestellten Fragen zur Ethnizität stellt sich heraus, dass die Verteidigung des Sorbischen als Gegenmoderne ein Produkt der heutigen Moderne ist. Als Ausweg von realen gegenwärtigen Verunsicherungen und begründeten Zukunftsängsten auf dem Weg in die Moderne wird Halt in der traditionellen Welt gesucht. Anhand verschiedener Beispiele wird gezeigt, wie unterschiedlich Ethnizität besetzt und eingesetzt wird – einmal als Ausdruck der Ohnmacht, ein andermal als Machtinstrument. Zum Schluss appelliert Tschernokoshewa an die Verantwortung der Kulturforschenden – und somit auch an die Museen –, sich dem Entstehen gefährlicher Mythen – seien sie ethnischer, nationaler oder anderer Art – entgegenzustellen. Diese Forderung wurde in der Schluss-Podiumsdiskussion mehrfach wieder aufgenommen und im Begriff «Dekonstruktion von Mythen und Identitäten» auf den Punkt gebracht.

«Nord-Süd-Dialog und neue Produktkulturen. Geschichten, die uns angehen, im Museum der Kulturen Europas» ist der problemorientierte und geradezu «avantgardistische» Beitrag von *Dieter Kramer* (Museum für Völkerkunde, Abt. Europa, Frankfurt) überschrieben. Darin plädiert Kramer für einen Brückenschlag «zwischen der Interpretation von Konsum und materieller Kultur als System von Bedeutung einerseits und der Analyse der materiellen Folgen der Lebensweise andererseits». Die Darstellung der «Entwicklung neuer Produktkulturen der ‹nachhaltigen Entwicklung›» sieht Kramer als eine wichtige Aufgabe des Museums der Zukunft. Am Beispiel von brennstoffarmen Kochtechnologien im Süden und am Beispiel von neuem Design, das zur Vorreiter-Technologie und zur gemeinsamen Nutzung ermutigt, erläutert er seine Ideen.

Ein Bericht über die Exkursion zum historischen Wasserwerk Berlin-Friedrichshagen, dem avisierten und in der Schlussdiskussion heftig umstrittenen neuen Standort des zukünftigen «Museums Europäischer Kulturen» (mit Fotos und Plänen) sowie das Protokoll der Podiumsdiskussion «Kontroverse Konzepte. Museen und Universitäten vor neuen Aufgaben» schliessen den Band ab. In dieser Podiumsdiskussion bleibt das (durchaus fruchtbare) Spannungsverhältnis der beiden ungleichen Geschwister Museum und Universität nicht verborgen, wobei von seiten der Universitäten nicht nur einmal mehr neue Begriffe (z. B. Dekonstruktion der Ethnien) und die damit verbundenen Erwartungen an die Museen herangetragen wurden, sondern durchaus auch «nützliche Handreichungen» wie ein von Rolf Wilhelm Brednich vorgeschlagenes «Wörterbuch zur Sachkulturforschung», dessen Wünschbarkeit bei den TagungsteilnehmerInnen unbestritten war, dessen Realisierungschancen zum heutigen Zeitpunkt wohl nicht nur von Wolfgang Brückner jedoch bezweifelt wurden. *Roland Inauen*

HELEN ARNET: Maria Lourdes Seebach – das «kleine Lourdes» in Zürich. Eine qualitative Untersuchung zur Alltagsreligiosität der Gegenwart im städtischen Raum. Zürich: Volkskundliches Seminar 1996. 144 S., 8 Abb. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 2).

Diese Darstellung zeichnet sich gegenüber den vertrauten Abhandlungen zum Wallfahrtswesen durch mindestens zwei Besonderheiten aus: Zum einen behandelt sie ein Phänomen der allerjüngsten Zeit, und zwar aus einer Grossstadt (Zürich), und zum anderen lässt sich der Begriff «Wallfahrt» nur sehr bedingt auf die Thematik anwenden. Unser Interesse verdient die Untersuchung nichtsdestoweniger in hohem Masse, denn sie widmet sich einer Erscheinung, die von vielen Kirchen her vertraut ist, aber noch kaum das Interesse der Wissenschaft (sei es der Volkskunde oder theologischer Disziplinen) gefunden hat: die Errichtung von Grotten und Nischen mit Lourdes- oder Fatima-Madonnen oder die Etablierung von besonderen, meist räumlich ein wenig abgetrennten Gebetsecken für einzelne Heilige mit deren Bildnissen (Maria, Franziskus, Konrad von Parzham, Antonius, Judas Thaddäus u. a.), mit Lichter-Rost und Anliegen-Buch – all dies im Anschluss an eine Kirche, im hinteren Raum eines Kirchenschiffes oder in einem Seitenschiff.

Helen Arnet stellt in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung eine erst 1935 am Stadtrand von Zürich errichtete Kirche/Pfarrei, welche das Patronat der Lourdes-Madonna erhielt, von einzelnen Gläubigen (kaum über den Umgriff von Zürich hinaus) auch ausserhalb der Gottesdienste aufgesucht wird (teilweise mit dem Wunsch auf Erhörung von bestimmten Anliegen – was aus den zahlreichen aufgehängten Votivtafeln hervorgeht) und ansonsten durch die Gebetsnächte an den Herz-Jesu-Freitagen auf sich aufmerksam macht, die freilich mit dem Patronat eigentlich nichts zu tun haben. Wesentliche Grundlage sind die Interviews von sechzehn Gläubigen sowie teilnehmende Beobachtung.

Auf dieser Grundlage lassen sich natürlich kaum generalisierbare Aussagen zur Gegenwartsreligiosität gewinnen, dazu ist die Untersuchungsbasis zu gering; so bezieht sich denn die Autorin in ihrer vorbildlich durchstrukturierten Arbeit jeweils auf generellere Werke (von Altermatt, Assion, Baumer, Bovay, Campiche, Korff, Luckmann, Mörth, Scharfe u. a.) und konfrontiert sie mit den Aussagen der eigenen Gewährspersonen; sie tut dies aber in einer wohltuend selbstkritischen Weise, ohne die Grundlagen überzubewerten oder in ein vorgefertigtes Schema zu pressen, so dass man mit Gewinn die Konkretisierung bzw. Aktualisierung der Theorie oder allgemeinen Norm am konkreten Beispiel mitverfolgt.

Karl-S. Kramer hat in früheren Jahren auf Phänomene dieser Art bereits aufmerksam gemacht und den Begriff «Wallfahrt in nuce» vorgeschlagen (Rhein. Jb. f. Volkskunde 1960); es ist erfreulich, dass mit der vorliegenden Arbeit eine ältere Diskussion über Begrifflichkeit und Wesen der religiösen Alltagskultur fortgeführt wird. *Walter Hartinger*

JÓSZEF LISZKA: «Szent képek tisztelete». Dolgozatok a népi vallásosság köréből. (Heiligenbilder-Verehrung. Studien zum Thema Volksfrömmigkeit.) Dunaszerdahely: Lilium Aurum 1995. 169 S., ill. (Fejezetek a szlovákiai Kisalföld néprajzából, 2 = Abschnitte aus der Ethnologie der Kleinen Tiefebene in der Slowakei, 2).

Die vorliegende Studie ist der zweite Band einer Veröffentlichung des Autors zum gleichen Thema aus dem Jahre 1992, erschienen in Budapest. Sie ergänzt und vertieft sie, liest sich aber durchaus als selbständiges Werk. Bezeichnend ist, dass der Autor in seinen Überlegungen und Vorschlägen, wie die Forschung künftig methodisch vorzugehen habe, die umfassende *und* vertiefende Analyse der Kultgegenstände volkstümlicher Frömmigkeit verlangt und dabei mit gutem Beispiel vorangeht.

Das untersuchte Gebiet ist der Südwestzipfel der Slowakei, bekannt als «Kleine Tiefebene». Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges gehörte dieses Gebiet zu Ungarn, und die Bewohner vieler Dörfer sind noch mehrheitlich ungarisch sprechend oder zweisprachig slowakisch-ungarisch aufgewachsen. (Eine ältere Bezeichnung müsste *Felvidék*, «Oberland» sein; Anm. d. V.) In der Einleitung legt der Autor die konfessionelle Gliederung des untersuchten Gebietes dar: 53–73% der Bevölkerung sind katholisch. Vielleicht erklärt dies das reiche Vorkommen von heiligen Bildwerken.

Ein erstes Kapitel beweist, wie wichtig lokale Sagen und mündliche Überlieferung sind, anhand einer rätselhaften Erscheinung: Portal und Seitenwände vieler romanischer und frühgotischer Kirchen und Kapellen zeigen Rillen, die nicht auf Verwitterung zurückgehen. Liszka kommt zum Schluss, dass «heiliger Staub» zu Heilungszwecken aus dem Sandstein der religiösen Bauten herausgekratzt wurde; ausserdem mögen so auch Waffen gesegnet worden sein.

In einem zweiten Kapitel inventarisiert der Autor das gesamte Material des Dorfes Kürt und Umgebung, und zwar nach formalen Gesichtspunkten. Die 29 Gegenstände der Heiligenbilder-Verehrung reichen vom Öldruck, aufgehängt in einem lebenden Baum, bis zur Kapelle, die als freistehendes Gebäude ein Grenzfall zur Kirche ist. Das Kapitel verdeutlicht Liszkas methodisches Vorgehen: Eigentlich müsste man viel grössere Gebiete (Ungarn, die Slowakei, Deutschland) kartieren und deren Objekte klassifizieren, um der Volksfrömmigkeit auf die Spur zu kommen.

In den folgenden Kapiteln wendet er sich der zweiten methodischen Forderung zu: der Vertiefung des Verständnisses einzelner Bildwerke durch die Aufdeckung der Herkunft, der Bedeutung, des Bedeutungswandels und der physischen Veränderungen dieser Kleinformen christlicher Architektur und Kunst. Er wählt die Patronatsheiligen aus, die für eine ländliche Gegend typisch sind: St. Wendelin als Schäfer dargestellt, St. Urban (nach Papst Urban II., der 1095 in Clermont zum Ersten Kreuzzug aufrief) als Beschützer der Weinreben, St. Donatus als Nothelfer gegen Blitzschlag und St. Christophorus als den beliebten Patron der Reisenden. Schliesslich wendet er sich einzelnen Marienstatuen zu, die vor allem an Wallfahrtsorten zu finden sind: Sie werden in die liturgischen Farben des kirchlichen Jahres eingekleidet und verfügen je nachdem über bis zu hundert Kleidungsstücke. Im Falle von St. Wendelin gelingt ihm der Nachweis, dass die Verehrung dieses Heiligen aus Süddeutschland in die Kleine Tiefebene kam und von da nach Ungarn hinein ausstrahlte. Die heutige Slowakei spielte in diesem Falle eine Schlüsselrolle; es bleibt zu untersuchen, ob sie eine Schlüsselstellung nicht auch in bezug auf andere Heilige innehatte.

Das Buch besitzt verdienstvollerweise ein dreisprachiges Inhaltsverzeichnis und eine dreisprachige Zusammenfassung. *Paula Küng-Hefti*

KATHARINA EISCH: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. München: Kommission für bayerische Landesgeschichte. Institut für Volkskunde 1996. 398 S., 62 Abb. (Bayerische Schriften zu Volkskunde, 5).

DIETMAR SEDLACZEK: «... das Lager läuft dir hinterher». Leben mit nationalsozialistischer Verfolgung. Berlin/Hamburg: Dietrich Reimer 1996. 404 S. (Lebensformen, 8).

Uns liegen zwei volkskundliche Dissertationen vor, die 1996 in Druck erschienen. Sie sind an deutschen Universitäten angenommen worden. Das bedeutet für den Rezensenten, dass er über 800 Seiten Text zu bewältigen hat. Beide sind in Schriftreihen erschienen, wie sie seit einiger Zeit von Universitäts- und sonstigen Instituten als Prestigevorhaben herausgegeben werden. Beide zeigen – in ähnlicher Form – eine Malaise heutiger wissenschaftlicher Kommunikation an: die Dauer vom Beginn von Forschungen bis zu deren Ertrag, d.h. der endgültigen Veröffentlichung.

Katharina Eisch erwähnt im Vorwort, dass ihre Arbeit «in einer umfangreicheren Fassung» 1992 in Tübingen unter dem Titel «Die Sprache der Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums» angenommen worden sei. 1989 hatte sie mit dem gleichen Thema («Grenze. Bayerisch-böhmischer Grenzraum als Erzählraum») magistriert. Wie wir erfahren, hat Frau Eisch zwischen Oktober 1987

und Januar 1991 (also in einem Zeitraum von drei Jahren und vier Monaten!) insgesamt 34 Interviews erhoben, sinnvoll den Zeitraum der Grenzöffnung ab 1989 einbeziehend. Dennoch – und dies hat auch mit der Aufnahme in die Reihe des Instituts für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landeskunde und dem Tod von dessen Mitarbeiter Hans Schuhladen im Jahre 1995 zu tun –, als das Buch 1996 auf den Markt kommt, sind neun Jahre seit dem Beginn der Feldforschungen vergangen. Dietmar Sedlaczek hat – abgesehen von einer Befragung 1992 – seine Gespräche mit insgesamt sechs Personen zwischen März und Oktober 1988 geführt. Er benötigte also ebenfalls acht Jahre bis zum Vorlegen der Ergebnisse.

Beide Texte fussen auf autobiographischen Tiefeninterviews. Gibt es also einen irgendwie vergleichbaren Standard unseres Faches, der sich anhand von Dissertationsthemen messen lässt? Doch hoffentlich nicht daran, dass für ihre Bearbeitung und Publikation – im Zeitalter des PC-Desktop-Publishing – ein Viertel eines akademischen Arbeitslebens in Anspruch genommen werden muss? Dies kann nicht im Sinne der *scientific community* sein, es sei denn, dass für den wissenschaftlichen Nachwuchs keine berufliche Perspektive erkennbar ist und folglich der Vorgang Promotion nicht mehr allein als Qualifizierungsritual, sondern auch als Partizipation am Fachdiskurs erlebt wird – und dass mit der Veröffentlichung ein Ausschluss daraus befürchtet wird.

Beide Dissertationen sind von grosser Aussagekraft. Sedlaczek, ein Schüler des Hamburger Ordinarius Albrecht Lehmann, geht ausserordentlich vorsichtig mit seinem Stoff um. Der Umgang mit nationalsozialistischer Verfolgung, beschrieben durch die biographischen Berichte von KZ-Häftlingen, zeigt einen Paradigmenwechsel auf: nicht mehr den «Eigenen» (z. B. den Flüchtlingen, den Auslandsdeutschen, den im Nationalsozialismus lebenden Volkskundlern) gilt das Interesse, sondern den im damaligen Alltag Marginalisierten: Juden, Kommunisten, «Swing-Jugend». Über die ersten 133 Seiten werden ‹Grundlagen› diskutiert: Quellenbereiche, Literatur, Biographieforschung und – mit besonderer Betonung auf «volkskundlich» – Erzählforschung, Feldforschung und Auswertung. Den eindrucksvollsten Teil der Arbeit macht jedoch die ‹Dokumentation› aus (S. 209–374), in der sechs Lebensgeschichten geschildert werden, «individuelle Bewältigungsformen des durch die Verfolgung verursachten Biographiebruchs» (S. 375). Durch ihre präzise Strukturierung – historischer Hintergrund, Lebenslauf, Kontaktaufnahme und Interviewbesuch (jedesmal verbunden mit Selbstreflexionen des Autors), Erzähler(in) usw. – regen sie immer wieder zum Lesen an, zum Suchen nach Gemeinsamkeiten. Und sei es nur das Erlebnis des Verspürens der Schuld der Opfer.

Katharina Eisch beschreibt einen aktuellen Vorgang in den Wiederspiegelungen der Teilnehmer: die Öffnung der deutsch-böhmischen Grenze ab 1989. Sie hatte diese mit Sicherungsanlagen versehene Staatsgrenze als schwer überwindbare Abgrenzung in ihrer Geschichtlichkeit, als epochenabgrenzendes sprachlich-ethnisches (besser wohl: ethnisiertes) und ideologisch-nationales Modell beschrieben. – Und während der Beschreibung von Grenzbewohnern, die aus politischen Gründen über die Grenze flüchteten oder vertrieben worden waren, die bleiben durften oder mussten, und deren Erwartungen, Hoffnungen und Stereotypen, bewegte sich die Grenze: bis hin zu einer Normalität, die es Deutschen und Böhmen ermöglichte, eine Kommunikation wieder aufzunehmen, die über Jahrzehnte unvorstellbar gewesen war. Auch Eisch legt zu Beginn ihrer Arbeit ihre ‹Zugänge zum Grenzraum› fest. Darunter befindet sich ebenfalls ein Abschnitt ‹Feldforschung und Forschungsfeld›. Und hier unterscheidet sich – zumindest, was die Verwendung von Sekundärliteratur betrifft – die Jeggle-Schülerin deutlich von Sedlaczek: Nicht die Begründung des «Volkskundlichen» steht im Vordergrund, sondern die Öffnung hin zur Ethnologie und insbesondere zur Ethnopsychoanalyse (Nadig, Erdheim, Geertz).

Auch der Hauptteil (S. 97–376) folgt einer anderen Struktur: Nicht die Beschreibung der einzelnen Interviewpartner tritt als Gliederungsprinzip auf, sondern eine systematische Ordnung, in der Autobiographisches und andere Quellen (Bilder von Landschafts- und Siedlungsformen, von Grenzschildern) ebenso Verwendung finden wie persönliche Urkunden und öffentliche Plakate: ‹Grenz-Konstellationen› (S. 97–198), ‹Grenz-Brüche› (S. 199–300) und ‹Grenz-Bewegung› (S. 301–376). Sozusagen «dichte Beschreibungen».

Beide Veröffentlichungen zeichnen sich durch umfangreiche Literaturverzeichnisse aus, die im Umkreis von Theorie und Methodik des Erzählens grosse Übereinstimmungen besitzen und davon getrennte Quellenverzeichnisse. Eisch erschliesst ihr Buch zusätzlich durch ein ‹Deutsch-tschechisches/tschechisch-deutsches Glossar regionaler Ortsnamen› und ein Ortsregister.

Die beiden besprochenen Werke werden in unserem Fach nicht ohne Wirkung bleiben. Und es mag als erfreuliches Zeichen gedeutet werden, dass innerhalb zweier «Schulen» der deutschen Volkskunde – trotz unterschiedlich gewichteter theoretischer Ansprüche – in ihrer Ethik sehr vergleichbare Ausarbeitungen entstanden sind: Bewertungen des Umgangs von Stärkeren mit Schwächeren, bei Verfolgungen sowie ethnischen und sonstigen Grenzziehungen. *Rainer Alsheimer*

SILKE WEHNER-FRANCO: Deutsche Dienstmädchen in Amerika 1850–1914. Münster/New York: Waxmann 1994. 397 S., Abb. (Beiträge zur Volkskunde in Nordwestdeutschland, 87).

Frauen treten in der Emigrations- und Akkulturationsforschung wenig in Erscheinung und wenn, dann als Begleitpersonen, also als Ehefrauen und/oder Mütter, aber kaum als selbständig agierende Personen. Dabei ist das Geschlecht für die Motivation zur Auswanderung und ebenso für die Kontakte, die Rollen und Tätigkeiten, kurz die Chancen im Einwanderungsland nicht ohne Bedeutung. Silke Wehner-Franco legt mit reichhaltigem Material und guten theoretischen Verknüpfungen eine solide Grundlage, um diese Lücke in der Migrationsforschung zu füllen.

Zu den Auswanderungsmotiven, wie sie für Männer bekannt sind, wie wirtschaftlicher und sozialer Aufstieg, Glaubens- und politische Freiheit, kommen für alleinstehende Frauen vor allem noch gute Heiratschancen hinzu. Der Dienst im Haushalt im Einwanderungsland hatte für die jungen Frauen den grossen Vorteil, dass sie sich nicht, wie ihre männlichen Alters- und Wanderungsgenossen, um Unterkunft und Kost kümmern mussten. Zudem kamen sie vom ersten Tag an in Kontakt mit der fremden Alltagskultur, die sie sich weitgehend gerne zur Ihren machten. Indem sie für eine erfolgreiche Anstellung die Techniken und Standards der wohlhabend-ländlichen oder städtisch-mittelständischen Haushaltführung und Kindererziehung zu übernehmen hatten, wurden sie notgedrungen sehr viel schneller «akkulturiert» als männliche Einwanderer. Die Ansprüche an ihre Zukunftsgestaltung in Amerika bildeten und veränderten sich dementsprechend anders als diejenigen der Männer. Kam, was durchaus in ihre Auswanderungsmotive miteinbezogen war, eine Heirat, oft mit einem Landsmann, zustande, so gaben sie Hinzugelerntes bereits nach relativ kurzem Aufenthalt im Gastland an ihre eigenen Kinder weiter und gestalteten Haushalt und Familienleben «auf amerikanisch».

Wehner weist in ihrer sorgfältigen Arbeit darauf hin, dass sich aus dieser allen Dienstmädchen gemeinsamen Situation keine allgemeinen Schlüsse ziehen lassen für Auswanderinnen verschiedensten Alters und Herkunft (und schon gar nicht der verschiedenen Herkunftsländer, welche aber nicht Thema ihrer Untersuchung sind). Vielmehr unterscheidet sie die Verläufe der einzelnen Biographien nach mindestens drei Variablen: der beruflichen, der gesellschaftlichen und der persönlichen Ebene. Diesen Variablen geht sie anhand eines historischen Abrisses über die Arbeitssituation in den USA im 19. Jahrhundert, anhand amerikanischer Volkszählungsakten und durch Analysieren von Briefen der Dienstmädchen an ihre in der Heimat gebliebenen Familien nach.

Das Dienstbotenproblem in den USA, konkret das Ziel der Amerikanerinnen, ihren Alltag dank der «strong protestant girls» besser zu meistern, löste als sogenannter Zugfaktor die Auswanderung vieler alleinstehender deutscher Frauen aus und prägte diese stark. Dennoch bildete es nicht das eigentliche Ziel der Migration. Vielmehr machten sich die Einwanderinnen das Ziel der andern zu ihrem Weg in ein besseres Leben oder zumindest zum Tor zu Symbolen, die für einen höheren Lebensstandard standen. Dieser Weg wurde unter günstigen Bedingungen zum Sprungbrett in die amerikanische Gesellschaft, wobei günstig bedeutet, dass die Symbole der eigenen Ethnizität (Arbeitsamkeit, Zucht und Ordnung) mit denjenigen der neuen Kultur kombiniert werden konnten.

Somit erweist sich nach Wehner die Migration von Frauen unter Umständen als «Assimilierungs-Katalysator», der wissenschaftlich erst noch aufgearbeitet werden müsste, indem bislang als weibliche und daher unproduktiv geltende Aktionsbereiche erfasst und gewürdigt werden – wie es die Autorin mit diesem Band beispielhaft vorführt. *Maja Fehlmann-von der Mühll*

HERBERT WITTL: Recycling. Vom neuen Umgang mit den Dingen. Regensburg: Roderer 1996. 185 S., Abb.

Kulturwissenschaften, zu denen die Volkskunde sich zählt, sind aufgefordert, sich in den ökologischen Diskurs einzuschalten, sich mit den wechselseitigen Beziehungen von Kultur und Umwelt zu befassen und den Umgang der Menschen mit den Dingen «unter der Voraussetzung der Umweltproblematik zu analysieren»; dies fordert Herbert Wittl und stellt in seiner anregenden Arbeit am Phänomen Recycling, das «geradezu durchdrungen ist von den menschlichen Attitüden gegenüber Sachen», den interdisziplinären Diskurs dar.

Wie die Begriffsgeschichte zeigt, spiegeln sich menschliche Attitüden nicht nur im Umgang mit den Dingen, sondern auch in der Sprache wider: Stand in den 1970er Jahren Recycling lediglich als Fachterminus für den Kreislauf von Rohstoffen im Produktionsprozess, so wurde er wenige Jahre später zu einem Hoffnungskonzept in der Bewältigung ständig steigender Abfallfluten hochstilisiert, zu einem Heilmittel, das die «Sünden der Wegwerfgesellschaft» wiedergutmachen sollte. Die Idee des Kreis-

laufs, des zyklischen Prozesses, erschien in einer Zeit, als man sich bewusst wurde, dass lineares Wachstum als Realität und als Ziel ausgespielt hatte, als ein verführerisches Konzept. Und so erlangte in der Folge der Modebegriff Recycling eine gesellschaftliche Wertschätzung ähnlich dem Alufolie-Sammeln, Kompostieren und Altkleidersammeln.

Recycling – als ein bedachtsamer Umgang mit Dingen – ist kein neuartiges Verhalten; dass es auch kein neuartiges Thema in der volkskundlichen Forschung ist, legt Wittl an verschiedenen Beispielen dar. Leider vergisst er dabei die klassischen Arbeiten von Fél/Hofer zu erwähnen, ihre exemplarischen Schilderungen der «Lebensbahn» von Werkzeugen, Materialien und Gerätschaften in der bäuerlichen Welt des ungarischen Atány, eine Welt, die nichts vergeudete, in der Gegenstände mit ihrem «natürlichen Tod» endeten, abgenützt, oft in einer sekundären Nutzung verbraucht.

Die Weiterverwertung bereits genutzter Güter, das Flicken, Reparieren und Umschaffen gehört zum traditionellen Recycling innerhalb der Alltagsökonomie; die Verarbeitung von Altglas und Lumpen, das Umschmelzen von Metallen sind technische Verfahren, die schon seit Jahrhunderten geübt werden, und in Notzeiten werden solche Strategien immer wieder ausgeweitet und verfeinert. So berichtet Wittl über die gut funktionierende «Sekundärrohstoff-Erfassung», die in der ehemaligen DDR aus einer prekären Wirtschaftslage heraus als Notwendigkeit praktiziert worden war, die aber im Zuge der Wiedervereinigung «zugunsten eines weit gewinnträchtigeren Grünen Punktes geopfert wurde».

Rigorose Ausnützung und kreative Umnutzung jeglicher verfügbarer Materialien gehörte in den Nachkriegsjahren in Europa zum Überleben: Kannen aus Geschosshülsen und Kochtöpfe aus Stahlhelmen sind legendäre Objekte dieser Zeit, sind «Zeichen der Not». Heute verdienen sich in afrikanischen und asiatischen Ländern viele Menschen mit Sammeln, Handeln und innovativem Recycling von Zivilisationsabfall ihr Leben. Schuhsohlen, ja ganze Schuhe werden aus Autoreifen angefertigt, Haushaltgeräte und Kunsthandwerkliches aus Konservenbüchsen und Getränkedosen finden ihre Käufer, nicht als modisch-ästhetisierende Erzeugnisse der Slum-Kultur, sondern als billige Gebrauchsartikel für den Alltag.

Ganz allgemein zeigt sich menschliche Kreativität – freiwillig oder unfreiwillig – in der Wiederverwertung von Weggeworfenem, sei es im künstlerischen und kunstgewerblichen Bereich oder im Handel mit gebrauchten Baumaterialien, in der Schatzsuche im Sperrmüll oder in der symbolischen Umarbeitung von «Schwertern zu Pflugscharen».

Das einst hochgelobte Recycling-Prinzip hat aber mittlerweile durch Skandale an Überzeugungskraft verloren; aber der «neue Umgang mit Müll» und der ökologische Diskurs, der unseren Alltag begleitet, hat das Leben der Menschen verändert: Wittl weist hier auf unsere «zunehmende Bedingtheit durch den Abfall» hin, auf die Tatsache, dass wir «schlichtweg alle zu Müllsortierern im unbezahlten Aussendienst» gemacht werden, dass wir alle durch Müllsortieren «die Gesamtrettungsaktion der Erde, der Menschheit mitleisten» müssen.

Recycling, so Wittl, sei eine kulturell gebilligte Form, menschliche «Ambivalenz im Umgang mit Abfall» ausdrücken zu können: auf der einen Seite steht das durchaus lustvolle Wegwerfen, auf der anderen die museale Erhöhung in kulturhistorischen Sammlungen. Solche Erscheinungen müssten für die volkskundliche Forschung Herausforderung sein, dem Komplex Abfall/Recycling, dem «neuen Umgang mit den Dingen», vermehrt Beachtung zu schenken.

Die Literaturangaben bieten der interessierten Leserin, dem interessierten Leser zum Themenkomplex Abfall/Ökologie/Recycling eine Auswahl technisch-praktischer und naturwissenschaftlicher Literatur ebenso wie volkskundliche und philosophische Angaben. Ein Werk, das hier nicht fehlen dürfte, da es für den Wandel der Dinge zu Abfall einerseits und in «ewige Werte» andererseits ein Erklärungsmodell gibt, ist Michael Thompson: «Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten», Stuttgart 1981.

Waltraut Bellwald

PICTURA QUASI FICTURA. Die Rolle des Bildes in der Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Internationales Round-Table-Gespräch, Krems an der Donau, 3. Oktober 1994. Redaktion: Gerhard Jaritz. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1996. 208 S., 48 s/w Abb. und 9 Graphiken. (Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Diskussionen und Materialien, 1).

Das 1970 gegründete Institut für mittelalterliche Realienkunde, ab 1990 Institut für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Krems an der Donau ist durch seine internationalen Tagungen und Veröffentlichungen auch unter den Volkskundlern wohlbekannt. Die bisher erschienenen sechzehn

Bände der renommierten Schriftenreihe behandeln verschiedene Aspekte der materiellen Kultur im Zusammenhang mit unterschiedlichen Quellentypen, Sozialgruppen und theoretisch-methodologischen Fragestellungen, die zu den aktuellen gemeinsamen Themen der historischen Disziplinen zu zählen sind. Nun wurde die alte, von Harry Kühnel eingeführte Tradition der Round-Table-Gespräche wieder aufgegriffen und mit diesem Band eine neue Serie gegründet mit dem Ziel, die Ergebnisse des Erfahrungsaustausches in einem kleinen Kreis von Fachleuten in der Form des Werkstattberichts rascher und flexibler vorzulegen.

Ein «Trend zum Bild» ist in den letzten zwanzig Jahren innerhalb der verschiedenen historischen Disziplinen unverkennbar. Es hat sich ein eigener Forschungszweig der internationalen kulturhistorischen Bildforschung etabliert und zum Teil auch institutionalisiert, und die bildliche Darstellung ist zu einer der Hauptquellen von Alltag und Sachkultur nicht nur im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, sondern auch in den neueren Epochen geworden. Die Brauchbarkeit der bildlichen Darstellungen für die Erforschung des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Alltags und der Sachkultur ist allerdings nicht unproblematisch. Bilder sind neben ihrem dokumentativ-darstellenden Charakter immer auch eine Form der Reflexion auf die historisch-sozialen Veränderungen, und sie übernehmen symbolische Rollen in der Sozialgeschichte. Für das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit ist ein Pluralismus neuer Bildmittel und Bildfunktionen charakteristisch; neben der Verstärkung der Bilderverehrung erscheint die Entmachtung des Bildes durch die Reformatoren, und das autonome Kunstwerk tritt immer mehr hervor.

Der vorliegende Tagungsband versammelt neun Referate. Die Autoren vertreten neben der Kunst- und Kulturgeschichte die Volkskunde und die Sozialgeschichte. Der kurze Beitrag von *Gerhard Jaritz* führt in die Thematik aus der Sicht der Gastgeber in Krems ein, darauf folgend behandelt *Keith Moxey* die Realitätsfrage der Bilder auf theoretischem Niveau. Die übrigen Beiträge konzentrieren sich weniger auf theoretische Fragen, sondern zeigen vielmehr verschiedene Methoden des Zugangs zu den Bildquellen anhand konkreter Beispiele auf.

Jaritz greift das Verhältnis des «Typischen» zum «Authentischen» in den Bildquellen auf und thematisiert somit ein altes Problem der Kunstgeschichte. Seiner Hypothese nach scheint eine regional und zeitlich bestimmbare Typisierung von Objekten und Objektgruppen sowie deren Funktion und Zeichencharakter anzunehmen zu sein, welche eine leichtere Erkennbarkeit und Einordnungsmöglichkeit der bildlichen Darstellungen zu fordern imstande sein könnte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Frage der «Realität», die Wirklichkeit der Bilder in fast allen aus dem Gesichtspunkt des Alltags und der Sachkultur relevanten Gattungen eine eigene, oft mit scharfen Debatten begleitete Geschichte aufweist und dass die Kunstgeschichte bei der Beurteilung der Frage der bildlichen Realität in der letzten Zeit besonders vorsichtig vorgeht. Keith Moxey führt die von Jaritz aufgeworfene Frage weiter aus, indem er die zum Teil gegensätzlichen Konzepte von Hans Belting, Sixten Ringbom und Michael Camille einerseits und von David Freedberg andererseits zum Thema «Realität» kritisch vergleicht. Er kommt zum Schluss, dass der «Realitätseffekt» und die visuelle Rhetorik des Bildes in jeder Gattung und bei jeder einzelnen Darstellung kritisch untersucht werden müssen. Die «Realität» der Bilder ist zum einen eine kulturelle Projektion der modernen Wissenschaft, zum anderen erweist sie sich als Charakteristikum einer Form von kultureller Produktion, die von der des modernen Zeitalters wesentlich unterschieden ist.

Im Zentrum der Ausführungen von *Palma Martínez-Burgos García* stehen Beispiele der spanischen Malerei des 16. Jahrhunderts, die als Verhaltensmuster und zugleich als Reaktionsmodelle interpretiert werden. Eine Trennung der beiden Funktionen ist im Bereich des religiösen Bildes nur selten möglich. Massenhafte Reproduktion und Gebrauch von religiösen Kunstwerken schaffen typisierte und manchmal auch unvorhergesehene Reaktionen, die zum Religionsverlust wesentlich beitragen können.

Der Beitrag von *Nils-Arvid Bringéus* bringt volkskundliche Forschungsergebnisse in die Diskussion ein. Bringéus, der sich vor allem als Mitbegründer des Komitees für Bildforschung in der SIEF, als Initiator von mehreren internationalen Bildtagungen sowie als Autor eines wichtigen Buches zur volkskundlichen Bildkunde einen Namen unter den Bildforschern gemacht hat, untersucht markante Beispiele aus Quellen unterschiedlicher Art. Der Realienforscher kann nach Bringéus im wesentlichen zwei verschiedenen Vorgangsweisen folgen: Er sucht im Bildmaterial Belege für Geräte und Erscheinungen, oder von einem Bild ausgehend analysiert er dessen Inhalt an Realien als einen Kulturspiegel von einem gewissen Ort oder aus einer gewissen Zeit. Auf die mittelalterlichen Wandmalereien bezogen stellt Bringéus fest: Auf die Frage, ob bestimmte Bilder wirklich die lokalen Verhältnisse spiegeln oder auf weitverbreitete Vorlagen zurückgehen, wird sich eine generelle Antwort schwerlich finden lassen. Vielmehr muss man jedes Bildmotiv oder jede Bildgruppe für sich untersuchen. Die lokalen Charakteristiken liegen meistens in den Unterschieden zum Vorbild. Bildvergleiche helfen Veränderungen nicht nur in der

Sachkultur, sondern auch im Brauchtum nachzuvollziehen. Wichtig ist es, die Bilder in ihrem zeitgenössischen Kontext zu betrachten, die lange Nachwirkung von Vorbildern zu berücksichtigen sowie den Prozess zu erforschen, währenddem alte Formen immer wieder mit neuem Inhalt gefüllt werden.

Der schwierigen Frage nach dem Verhältnis von materieller Wirklichkeit und symbolischer Wirklichkeit geht aufgrund des Schuhmotivs in der *Volto-Santo*-Überlieferung *Jean-Claude Schmitt* nach. Er zieht das reiche textuelle und ikonographische Quellenmaterial des Kultes seit dem 13. Jahrhundert heran und sucht nach weiteren symbolischen Verwendungen des Schuhmotivs in der mittelalterlichen Erzähl- und Kulttradition. In einem einigermassen vagen Interpretationsversuch deutet er den Schuh Christi, durch bestimmte transatlantische Theoriebildungen scheinbar noch unterstützt, als sexuelles Symbol. Als Hauptbeweis zieht Schmitt die Cinderella-Überlieferung heran, er hätte aber auch z. B. einen Strabo-Text zitieren können, in dem der Schuh dieselbe, Fernliebe hervorrufende Funktion hat wie im Cinderella-Zyklus. All das ändert nichts daran, dass Schmitts Hypothese den grundsätzlichen Unterschied der Erzähltraditionen, der Akteure, ihrer Verhältnisse und der Kontexte einer auf äusserlichen Analogien und strukturellen Entsprechungen aufbauenden Interpretation des Schuhmotivs unterordnet, wobei auch der völlig andere Sozial- und Gattungszusammenhang unberücksichtigt bleibt. Es ist zwar richtig, dass die Umwandlung sexueller in theologische Symbole im Mittelalter nicht selten war, eine Adaptation der sexuellen Bedeutung des Schuhmotivs in einem religiös-theologisch-ekklesiologischen Kontext ist jedoch mehr als fragwürdig. Schmitt reduziert genrespezifische semantische Strukturen auf blosse Homologie-Relationen und erliegt der Versuchung, jedes religiöse Motiv, das eine semantische Ambivalenz aufweist, sexuell zu interpretieren. Eine Deutung aus der mittelalterlichen Frömmigkeitspraxis wäre eher plausibel, und wir warten auf die vom Autor in Aussicht gestellte grössere Untersuchung der *Volto-Santo*-Überlieferung mit Interesse.

Ein vorsichtigerer Zugang charakterisiert den Beitrag von *Klaus Schreiner*, in dem Bedeutungs- und Funktionswandel von Bildwerken am Beispiel des Brüste-Marias-Motivs demonstriert werden. Im Zentrum stehen mittelalterliche Darstellungen und Texte zum Thema der stillenden, der brustweisenden und der milchspendenden Gottesmutter. Die Vorbildrolle der stillenden Gottesmutter für Frauen trägt im Mittelalter soziale und regionale Züge, die Brustweisung Marias ist als symbolischer Ausdruck der fürbittenden Rolle der Gottesmutter zu interpretieren. In der frühen Neuzeit ist ein Verblassen der Symbolkraft von Marias Milch und Marias Brüsten bemerkbar, die Deutungs- und Orientierungsfunktion des überkommenen Zeichensystems tritt allmählich in den Hintergrund. In der modernen Alltagswelt herrscht nur noch die Anstoss erregende und Begehrlichkeit weckende Funktion der entblössten Brüste, wobei – wie z. B. die Proteste beim letzten Papstbesuch in Deutschland gezeigt haben – immer wieder auch der religiöse Bereich einbezogen wird.

Wolfgang Schmid versucht in seinem konstruktiven Beitrag auf die Frage: «Warum schenkte Albrecht Dürer dem Nürnberger Rat die ‹Vier Apostel›?» eine differenzierte Antwort zu geben, wobei gängige Interpretationsansätze kritisch geprüft und mit neuen Deutungsvorschlägen ergänzt werden. Nach Schmid ist das Werk ein aufschlussreiches Beispiel für den Wandlungsprozess vom mittelalterlichen Kultbild zum neuzeitlichen Kunstwerk, mit dem Dürer seinen Nachruhm sichern und die weltliche Obrigkeit ermahnen wollte, während die Stadt durch seine Annahme ihre Identität stärken und ihr Selbstverständnis zum Ausdruck bringen wollte. Die Unterscheidung zwischen einer inhaltlichen und einer künstlerischen Bedeutungsebene macht deutlich, dass man im 16. Jahrhundert neben der kirchlichen Funktion von Bildwerken immer mehr auch mit einer Betrachtung durch Kunstinteressierte rechnen muss. Die Untersuchung scheint ein überzeugender Beweis für die Fruchtbarkeit der Einbeziehung von rezeptionsgeschichtlichen Gesichtspunkten in die Kunstgeschichte zu sein, die freilich das letzte Urteil über die hier vorgetragenen Thesen abgeben muss.

In der Erforschung der mentalitätsspezifischen Voraussetzungen von Bilderkult und Bilderverehrung bzw. von handlungsorientierten Erklärungsmodellen für ikonoklastische Vorgänge wird die Aufmerksamkeit neben kulturellen Vorprägungen immer mehr auf die attackierten Objekte selbst und auf den Handlungskontext gerichtet. In diesem Sinne geht auch der Beitrag von *Norbert Schnitzler* auf das Bildverständnis ikonoklastischer Akteure aus dem Mittelalter und der Reformationszeit ein. In den Verstümmelungen der Bilddarstellungen und in den Parodie- bzw. Spottritualen zeichnen sich Grundzüge ikonoklastischen Handelns, seiner spezifisch laikal-religiösen Voraussetzungen und Absichten ab. Die Konflikte wurden innerhalb eines gemeinsamen symbolischen Bezugssystems ausgetragen, das entsprechende Polarisierungen ermöglichte und vorsah. Es erweist sich, dass rhetorisch wirkungsvolle Gegensätze von den «wahren» und «falschen», von den «lebendigen» und «toten», von den «üppigen» und «nackten» Bildern mit Erfolg proklamiert und in Szene gesetzt wurden und dass die argumentative Leistung dieser Gegensatzpaare nachhaltig den Erfahrungsraum der Akteure prägte.

Die Kunstgeschichte zeigte schon immer eine gewisse Zurückhaltung gegenüber seriellen und quantifizierenden Verfahren, und eine Neuorientierung in der Mentalitätsgeschichte weist in dieselbe Richtung. So brauchte *Elisabeth Wawra* einen gewissen Mut, um im letzten Beitrag Zwischenergebnisse eines Projektes, das sich mit der Typologie des Grab- und Stifterbildes bis 1600 auseinandersetzt, vorzulegen. Ausgewertet wurden der Sozialstand der Auftraggeber, die Erscheinungsformen bzw. Gattungen des Bildmaterials, die zur Kennung der Stiftung verwendeten Symbole, die Grössenverhältnisse der Stifterfiguren sowie die Farben der dominanten Über- und Oberbekleidung. Voraussetzung einer solchen Untersuchung ist allerdings ein besonders ausgefeiltes verbales Beschreibschema, das über eine reine Deskription des Bildinhaltes hinausgeht. Die Ergebnisse der Untersuchung tragen voraussichtlich nicht nur zur näheren Bestimmung von bisher nicht identifizierten Kunstwerken sowie zu einer Zusammenführung von getrennten Einzelteilen von Bildwerken auf einer soliden Quellenbasis bei, sondern es werden bisher vernachlässigte schichtenspezifische Unterschiede sowie räumliche Besonderheiten und zeitliche Entwicklungslinien in der Bildproduktion feststellbar.

Insgesamt zeichnet das Buch ein vielschichtiges Bild der Problematik der Bildquellen für die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters, das zum Weiterarbeiten anregt. Der Vorteil der Konzeption liegt darin, dass neben der Darstellung des erreichten Forschungsstandes eher latente Entwicklungen gleichsam am Material entlang abgelesen werden können. Es fehlt jedoch ein breit fundiertes methodologisches Grundsatzreferat, und die geringe Anzahl der Referate hätte es wohl erlaubt, auch die Diskussionsbeiträge mit abzudrucken. Es wurden zwar wichtige Quellenbereiche (z. B. Bildpublizistik) und Fragestellungen (z. B. Strategien barocker Bildpropaganda) für die Alltagsgeschichte und Sachkultur der behandelten Periode ausser acht gelassen, die Aufsätze umspannen aber auch in dieser Form unterschiedliche, manchmal auch kontroverse Zugänge sowie ein weites und kräftig gegliedertes Untersuchungsfeld. Der Band trägt zum Verständnis der europäischen Bildgeschichte wesentlich bei und plädiert zugleich für eine kontextuelle, vergleichende und funktionelle Analyse der verschiedenen Arten des Bildeinsatzes und der Bildquellen. *Gábor Tüskés*